
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

Oktober 10/2004

Aus dem Inhalt

Heiner Koch Da fielen sie nieder und huldigten IHM (Mt 2,11)	289
Werner Kleine Katholische City-Kirche in Wuppertal	291
Rosemarie Nürnberg Fasziniert von Gott	298
Werner Höbsch Einige Thesen zum Interreligiösen Dialog	305
Thomas Kroll „Der Herr ist mein Licht und mein Heil“	309
Michael Dörr „Was macht diese Schüssel in der Kirche?“	316
Literaturdienst: Stefan Kiechle / Willi Lambert (Hg.): Ignatianische Impulse	
(1) Willi Lambert: Das siebenfache Ja	
(2) Stefan Kiechle: Sich entscheiden	
(3) Piet van Breemen: Alt werden als geistlicher Weg	
(4) Heiner Geißler: Glaube und Gerechtigkeit	
(5) Cordula & Ottmar Lechner: Weil ich mit dir wachsen möchte	
(6) Klaus Mertes: Verantwortung lernen	318

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
Dr. Werner Kleine, Goethestr. 64, 42327 Wuppertal |
Dr. Rosemarie Nürnberg, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
Werner Höbsch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
Dr. Thomas Kroll, Holsteinische Str. 21, 10717 Berlin |
Pfr. Michael Dörr, Schillerstr. 20, 53225 Bonn

Unter Mitwirkung von Pfarrer Ralf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01, Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im J.P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1, 50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft 2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Druckerei J.P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1, 50668 Köln

Heiner Koch

Da fielen sie nieder und huldigten IHM (Mt 2,11)

Nicht wenige Christen meinen, dass das Knien keine zeitgemäße Ausdrucksform sei: Die Haltung des freien, sich seiner Würde bewussten Menschen sei das aufrechte Stehen – auch vor Gott. Aus dieser Überzeugung heraus wurden in einzelnen Kirchen die Kniebänke abgeschafft. Nun ist die Ablehnung des Knien nicht neu. Schon die Griechen waren der Überzeugung, dass diese Geste der Größe des Menschen widerspricht. Die Heilige Schrift hingegen kennt das Knien. Allein im Neuen Testament kommt das Wort *proskynein* – niederknien, verehren – 59 Mal vor. Lukas berichtet, dass Jesus am Beginn seiner Passion niederkniete und betete. Der erste Blutzeuge, der heilige Stephanus, greift kniend die Bitte des gekreuzigten Christus auf: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an“ (Apg 7,60). Kniend tritt er gleichsam in das Beten und die Passion Jesu hinein. So kann es nicht verwundern, dass auch die ersten Christuspilger, die Heiligen Drei Könige, zu dem Kind in der Krippe kommen, und als erste Geste vor ihm niederfallen. Sie eröffnen damit die lange Reihe der Menschen, die sich vor dem großen und in Demut sich selbst erniedrigenden Gott versammeln, damit „alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: ‚Jesus Christus ist der Herr‘ zur Ehre Gottes, des Vaters“ (Phil 2,10 – 11).

In der Geste der Kniebeuge bringt der Mensch zum Ausdruck, dass er sich in allem Gott verdankt. Er kann sich nicht selbst erlösen, nicht selbst sein Heil machen, sein Lebensglück nicht selbst konstruieren. Er weiß sich wie die Heiligen Drei Könige

geführt und erhalten von dem Gott, dem alle Ehre gebührt. Für den hebräischen Menschen galten die Knie als Sinnbild der Kraft. Das Beugen der Knie bedeutete so das Beugen unserer Kraft vor dem lebendigen Gott. Der anbetende Mensch kreist nicht um sich selbst oder um die von ihm erschaffenen Götzen. In der Anbetung, die im Knien und im Niederfallen vor Gott ihren leiblichen Ausdruck findet, kommt der Mensch damit in die rechte Ordnung des Kosmos und findet so seinen Frieden. Wo der Mensch hingegen seine Knie vor Gott nicht beugt, wo er selbstherrlich sich selbst ins Zentrum seines Lebens stellt, da beginnt alles Unheil der Welt. In den Sentenzen der Wüstenväter heißt es in einer Erzählung, dass der Teufel von Gott gezwungen wurde, sich dem Apollon zu zeigen. Er war schwarz, hässlich anzusehen, mit ausgemergelten Gliedern und er hatte keine Knie. Das Teuflische ist gerade dieses sich nicht vor Gott Knien (vgl. Ratzinger, Joseph, *Der Geist der Liturgie*, Freiburg i. Brsg. 2000, S. 261).

Die Anbetung aber führt den Menschen zu seiner wirklichen und durch nichts und niemanden zu raubenden Größe. Indem der Mensch den Blick auf den unendlichen und ewigen Gott wahrt, wahrt er seine Größe und befreit sich von der Diktatur aller nicht göttlichen Mächte über ihn. Indem der Mensch sich hingegen von Gottes Herrlichkeit erfüllen lässt, wird er selbst weit und groß. „In deiner Größe, Gott, bin ich groß“. Wo der Mensch aber die Anbetung des unendlichen Gottes vergisst, „in dem wir leben, uns bewegen und sind“ (Apg 17,28), entwurzelt er sich und lässt seine Größe zusammenbrechen. Die Drei Weisen aus

dem Morgenland werden gerade in dem Moment, in dem sie sich klein machen vor dem Kind, vor Gott in der Krippe, wahrhaft zu Königen; in der Anbetung entfalten sie ihre Größe. „Ihr habt erfahren, wie gütig der Herr ist Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde, damit ihr die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat.“ (Petr 2,3.9).

Deshalb werden die Zeiten der Anbetung im Zentrum des kommenden Weltjugendtags in Köln stehen. Deshalb wird auch die große Feier der Vigil in der letzten Nacht des Weltjugendtags in die eucharistische Anbetung einmünden und so die Botschaft des Heiligen Vaters zum Weltjugendtag 2005 aufgreifen: „Die Anbetung des wahren Gottes stellt einen wahren Akt des Widerstands gegen jegliche Form der Vergötzung dar. Seid Anbeter des einzigen und wahren Gottes, indem ihr ihm den ersten Platz in eurem Leben zuerkennt!“

Liebe Leserinnen und Leser,

Großstädte sowie die Welt der Kommunikation sind die wichtigsten „Areopage“ der Neuzeit, welche die Kirche als Herausforderung für ihre Aufgabe der Evangelisierung annehmen muss. Wie dies im Hinblick auf City-Pastoral aussehen könnte, stellt der Referent für Gemeinde- und City-Pastoral im Stadtdekanat Wuppertal, PR **Dr. Werner Kleine** vor. Sein Konzept verbindet pastorale Handlungsperspektiven und biblische Fundierung.

Zur Patronin der City-Pastoral könnte Madeleine Delbrêl erkoren werden. Der 100. Geburtstag und 40. Todestag der französischen „Mystikerin der Straße“ ist Anlass für ein Portrait dieser „Pionierin des Glaubens in einer säkularisierten Gesellschaft“. **Dr. Rosemarie Nürnberg**, Referentin im Referat Frauenseelsorge im Erzbistum Köln, geht biographisch und geistlich ihren Spuren nach.

Dass interreligiöser Dialog nicht nur ein Schlagwort unserer Zeit, sondern ein ebenso notwendiges sowie inhaltlich zu konturierendes Geschehen ist, zeigen die Thesen von **Werner Höbsch**, Leiter des Referats für Interreligiösen Dialog und Weltanschauungsfragen im Erzbistum Köln.

Der soeben in den Kinos anlaufende Film „In deinen Händen“ ist Anlass für **Dr. Thomas Kroll**, Katholischer Theologe und u. a. Fachreferent für den Bereich Kino und Kirche bzw. Theologie, dem Thema Gebet im Kino anhand aktueller Filme nachzugehen.

Ein spannendes Projekt zum Thema Kunst und Kirche stellt **Michael Dörr** vor, Pfarrer an St. Peter in Bonn-Vilich.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen mit herzlichem Gruß

Ihr



Gunther Fleischer

Werner Kleine

Katholische City-Kirche Wuppertal

Konzept für die Citypastoral in Wuppertal

Vorwort

Eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche ist die als „zweite Evangelisierung“ bezeichnete Verkündigung der frohen Botschaft in der Welt von heute. In der Enzyklika „Redemptoris missio“ heißt es mit Blick auf den missionarischen Auftrag der Kirche: „Zu den bevorzugten Orten müssten die Großstädte werden, in denen neue Gewohnheiten und Lebensstile, neue Formen der Kultur und der Kommunikation entstehen, die ihrerseits wieder die Bevölkerung beeinflussen.“¹ Ferner heißt es: „Man [kann] einzelnen und kleinen Gruppen nicht das Evangelium verkünden (...), wenn man diejenigen Zentren vernachlässigt, in denen sozusagen eine neue Menschheit mit neuen Entwicklungsmodellen heranwächst.“² In den weiteren Ausführungen nennt die Enzyklika die Jugend und das Phänomen der Migration, durch das „zahlreiche Nichtchristen (...) in Länder mit alter christlicher Tradition“³ kommen, als besondere Herausforderungen.

Neben der Großstadt als Herausforderung der evangelisierenden Pastoral hebt die Enzyklika aber auch die modernen Areopage und Kulturbereiche als Orte der Evangelisierung hervor.⁴ Vor allem „die Welt der Kommunikation, die die Menschheit immer mehr eint und – wie man zu sagen pflegt – zu einem ‚Weltdorf‘ macht“ wird als „erster Areopag der neuen Zeit“⁵ begriffen.

Ein besonderer Ansatz, sich dieser missionarischen Herausforderung zu stellen, verbirgt sich hinter dem Begriff „Citypastoral“. In der Citypastoral wendet sich die Kirche

insbesondere an die Menschen in den Innenstädten, die über die Gemeinden und herkömmliche kirchliche Angebote nicht oder nicht mehr erreicht werden.

Zurzeit werden in vielen Städten citypastorale Projekte gestartet, die danach streben, diesem Anspruch gerecht zu werden. Allerdings bleibt die Einordnung vieler Projekte ambivalent, da der Begriff „Citypastoral“ an sich noch diffus ist.⁶ Dieser Artikel will daher eine grundsätzliche Annäherung an das Phänomen „Citypastoral“ aus theologischer und pastoraler Perspektive versuchen.

Teil A Grundlegung

I. Theologische Aspekte – die Notwendigkeit einer neuen Evangelisation

a) *Biblische Aspekte*

„Das Christentum ist eine Stadtreigion.“⁷ Bereits in neutestamentlicher Zeit waren die Städte die eigentlichen Missionszentren, von denen aus die Verkündigung auch in das Umland hinein geschah (so etwa in Korinth als Metropole der Provinz Achaia). Vor allem die Apostelgeschichte und die Briefe des Paulus lassen eine Missionsmethode erkennen, in der die Stadt eine wichtige Rolle spielt. Die Tatsache, dass die antiken Städte eine wichtige Funktion als politische Größe, Handelszentren, Umschlagplätze, Knotenpunkte wichtiger Handels- und Reisewege und damit auch als Kommunikationszentren ausübten, machten sie schon für die frühchristliche Mission zu einer unverzichtbaren Wirkungsstätte. Nirgends sonst hätten so viele Menschen auf einmal erreicht werden können. Nicht umsonst bilden gerade die Hafenzentren Antiochia, Korinth, Ephesus, Troas und Thessaloniki wichtige Stationen im Wirken des Paulus. Die Mission des Paulus ist deutlich auf die Stadt bezogen. Neben der Synagoge, die nach dem Missionschema der Apostelgeschichte immer der erste Ort der paulinischen Verkündigung war, hat Paulus vielfältige sich ihm bietende Situatio-

nen genutzt, das Evangelium zu bezeugen. Berühmt ist die Szene des Streitgesprächs auf dem Athener Areopag (Apg 17,16-34). Die Areopagperikope kann in mehrfacher Hinsicht als Typus für die paulinische Stadtmission gelten. Sie zeigt, dass Paulus die wesentlichen Orte, an denen sich ihm eine Gelegenheit zur Verkündigung bietet, aufsucht. Das sind zu seiner Zeit die Synagoge und die Agora (Apg 17, 17). Paulus ist es, der diese Öffentlichkeit *sucht* und *nutzt*. In dieser Öffentlichkeit verfolgt er eine multiple Strategie. Zum einen führt er die – eher persönliche – Unterredung im kleinen Kreis (*symbollein* – Apg 17,18), andererseits sucht er gezielt die Öffentlichkeit in der Mitte des Areopages (vgl. Apg 17,22).

Von Bedeutung ist auch die Verkündigungsstrategie des Paulus. Auch hier ist die Areopagperikope aufschlussreich. Die Reaktion der Zuhörer im Anschluss an die Verkündigung des Paulus auf dem Areopag fällt sehr unterschiedlich aus. Die einen spotten, die anderen zeigen Interesse. Paulus selbst entfernt sich einfach. Einige folgen ihm (Apg 17,32-34). Offenkundig akzeptiert Paulus die Reaktion seiner Zuhörer. Seine Aufgabe ist zuerst die Verkündigung des Evangeliums Christi (vgl. 2 Kor 4,5). Ob seine Verkündigung angenommen wird, liegt nicht in seiner Hand (vgl. 2 Kor 2,14ff). Letztlich bleibt dies für Paulus ein Akt der Gnade Gottes.

In ähnlicher Weise ist das Gleichnis vom Sämann aufzufassen (vgl. Mk 4,3-9 parr). Auch hier spielt der Gedanke, dass es zuerst auf die Verkündigung ankommt, eine zentrale Rolle. Ob und bei wem die Verkündigung angenommen wird, liegt nicht in der Hand des Verkünders. Freilich intendiert das Sämannsgleichnis eine verschwenderische Verkündigung. Der Sämann hat nicht darauf zu achten, wohin seine Saat fällt. Gerade hierin liegt das Erfolgsgeheimnis des Sämanns. Weil er verschwenderisch aussät, deshalb fällt vieles eben auch auf guten Boden und bringt dort reiche Frucht. Bei der Verkündigung geht es gerade nicht um Effizienz im Sinne einer sparsamen zielgerichteten

Verkündigung, sondern um eine Effizienz der Verschwendung. Diejenigen, die das Wort Gottes aufnehmen, bringen schließlich reiche Frucht.

Hier schließt sich der Kreis zur Areopagperikope der Apostelgeschichte. Der Autor versäumt es nicht, prominente Personen zu nennen, die dem Paulus im Anschluss an seine Areopagrede gefolgt sind („Dionysius, der Areopagit, außerdem eine Frau namens Damaris und noch andere mit ihnen“ – Apg 17,34). Dies lässt darauf schließen, dass diese Personen in der frühen Kirche einen gewissen Bekanntheitsgrad hatten. Offenkundig sind sie selbst zu Verkündern des Evangeliums geworden.

Die Strategie des Paulus, an den Knotenpunkten der antiken Welt das Wort Gottes zu verkünden, ist aufgegangen. Er hat kleine Keimzellen gegründet, die die antike Gesellschaft wie Sauerteig durchsäuert haben. Dass er in 1 Kor 5,6 und Gal 5,9 selbst das Bild vom Sauerteig benutzt, weist darauf hin, dass er diese Strategie bewusst verfolgt hat.⁸ Es geht ihm nicht darum, selbst alle zu erreichen. Vielmehr vertraut er auf die ureigenste Wirkmächtigkeit des Wortes Gottes, wie sie bereits beim Propheten Jesaja bezeugt ist („Denn wie der Regen und der Schnee vom Himmel fällt und nicht dorthin zurückkehrt, sondern die Erde tränkt und sie zum Keimen und Sprossen bringt, wie er dem Sämann Samen gibt und Brot zum Essen, so ist es auch mit dem Wort, das meinen Mund verlässt: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe.“ – Jes 55,10f).

Als Fazit für die Gestaltung der Citypastoral ergeben sich aus diesem kurzen biblischen Überblick folgende Anhaltspunkte:

Citypastoral muss die Orte aufsuchen, an denen sich die Menschen finden lassen („Geh-hin-Kirche“). Citypastoral sucht den *Dialog im Kleinen* (Unterredung) wie *im Großen* (Predigt, Dialog). Citypastoral ist *verschwenderische Verkündigung*.

Sie ist *absichtslos*, in dem Sinne, dass sie den Menschen zu nichts zwingen darf. Sie weiß Gott selbst am Werk. Absichtslosigkeit darf deshalb nicht mit Profillosigkeit verwechselt werden. Citypastoral braucht deshalb *Keimzellen*, die wie Sauerteig wirken können.

b) *Evangelisierende Pastoral*

„Evangelisieren ist in der Tat die Gnade und eigentliche Berufung der Kirche, ihre tiefste Identität.“⁹ Bereits der kurze Blick in das Neue Testament hatte gezeigt, dass die Kirche von Anfang an den Auftrag des Auferstandenen „Geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (Mt 28,19) befolgt hat. Während die Evangelisierung lange Zeit als klassische Mission auf die Erstverkündigung des Evangeliums bei den Völkern, die Christus noch nicht kannten, ausgerichtet war, setzt das von Papst Paul VI. in seiner Enzyklika „*Evangelii nuntiandi*“ vorgelegte Evangelisierungskonzept andere Schwerpunkte. Evangelisierung richtet sich hier wesentlich auf die Kultur bzw. die Kulturen des Menschen:

„Evangelisieren besagt für die Kirche, die Frohbotschaft in alle Bereich der Menschheit zu tragen und sie durch deren Einfluss von innen her umzuwandeln und die Menschheit selbst zu erneuern. (...) Das Ziel der Evangelisierung ist also die innere Umwandlung. (...) Die Kirche evangelisiert, wenn sie sich bemüht, durch die göttliche Kraft der Botschaft, die sie verkündet, zugleich das persönliche und kollektive Bewusstsein der Menschen, die Tätigkeit in der sie sich engagieren, ihr konkretes Leben und jeweiliges Milieu umzuwandeln.“¹⁰

Dabei legt Paul VI. Wert auf die Präzisierung, dass es dabei nicht nur darum geht, „immer weitere Landstriche oder immer größere Volksgruppen durch die Predigt des Evangeliums zu erfassen, sondern zu erreichen, dass durch die Kraft des Evangeliums die Urteilkriterien, die bestimmenden Werte, die Interessenpunkte, die Denkgewohnheiten, die Quellen der Inspiration und die Lebensmodelle der Menschheit, die zum Wort Gottes und zum Heilsplan im Gegen-

satz stehen, umgewandelt werden.“¹¹ Dabei gilt es vor allem „die Kultur und die Kulturen des Menschen (...) zu evangelisieren“¹², wobei Paul VI. dezidiert auf den umfassenden Sinn dieser Begriffe, wie sie ihn in der pastoralen Konstitution über die Kirche in der

Welt von heute „*Gaudium et spes*“ haben, hinweist.¹³ Dabei stellt er fest, dass „der Bruch zwischen Evangelium und Kultur (...) ohne Zweifel das Drama unserer Zeitepoche“¹⁴ ist. Es ist daher die Aufgabe der Kirche, die Kulturen zu evangelisieren, indem sie die Frohe Botschaft verkündet, „wobei man immer von der Person ausgeht und dann stets zu den Beziehungen der Personen untereinander und mit Gott fortschreitet“¹⁵. Dabei kommt dem gelebten Zeugnis, dem „*Zeugnis ohne Worte*“ eine besondere Bedeutung zu, durch das unwiderstehliche Fragen nach dem Warum des christlichen Lebens geweckt werden sollen.¹⁶ Wenn diese Fragen geweckt sind, besteht die *Notwendigkeit einer ausdrücklichen Verkündigung* des Evangeliums Jesu Christi¹⁷, die ihre volle Dimension nur dann erhält, „wenn sie gehört, aufgenommen und angeeignet wird und in dem, der sie so annimmt, die *Zustimmung des Herzens* bewirkt“.¹⁸ Diese Zustimmung „offenbart sich konkret durch einen sichtbaren Eintritt in eine Gemeinschaft von Gläubigen“¹⁹, der *zeichenhaft* begangen wird. Die Evangelisierung gibt letztlich *Anstoß zu neuem Apostolat*: „Schließlich wird derjenige, der evangelisiert worden ist, auch seinerseits wieder evangelisieren.“²⁰

Die moderne Großstadt ist auf diesem Hintergrund als bevorzugter Ort der Evangelisierungstätigkeit zu sehen.²¹ Sie ist Teil der modernen Kultur und prägt die Verhältnisse und Lebensumstände der in ihr wohnenden Menschen. Nirgendwo ist der Bruch zwischen Evangelium und Kultur²² stärker zu spüren. Allein deshalb kann sich die Kirche einer an der Stadt orientierten Pastoral nicht entziehen. Dies gilt umso mehr, als die dogmatische Konstitution über die Kirche „*Lumen gentium*“ des Vaticanum II ausführt, das die „Evangelisation, das heißt die Ver-

kündigung der Botschaft Christi durch das Zeugnis des Lebens und das Wort, (...) eine eigentümliche Prägung und besondere Wirksamkeit von da her [bekommt], dass sie in den gewöhnlichen Verhältnissen der Welt erfüllt wird“²³. Die Citypastoral wird damit zu einer der vornehmsten Aufgaben, der sich die Kirche zu stellen hat.

Als Resümee für die Gestaltung der Citypastoral ergeben sich damit folgende Aspekte:

Citypastoral ist angesichts der modernen Verhältnisse eine Herausforderung, der sich die Kirche um ihres ureigensten Evangelisationsauftrages willen stellen muss. Im Mittelpunkt steht der Mensch als Person. Dabei geht es weniger um eine quantitative Evangelisierung, sondern um eine qualitative. Es geht um eine „innere Umwandlung“ des Menschen und seiner Lebensverhältnisse durch die Ermöglichung von Gottesbegegnungen. Es geht um eine Evangelisierung der städtischen Kultur. Daher muss Citypastoral dort verortet sein, wo die städtische Kultur greifbar ist.

c) Gemeindebildung

Auf dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen wird deutlich, dass Citypastoral als evangelisierende Pastoral aufzufassen und zu gestalten ist. Damit verwirklicht Citypastoral ein Grundanliegen der Kirche. Als solches hat sie Teil an den Grundvollzügen der Kirche Martyria – Diakonia – Liturgia. Diese Grundvollzüge müssen auch die Gestaltung der Citypastoral prägen. Als viertes Moment kommt die Koinonia hinzu. Citypastoral zielt wie alle Pastoral auf Gemeindebildung. Erst in der Gemeinde wird Kirche konkret, „weil es Gott gefallen hat, die Menschen nicht einzeln, unabhängig von aller wechselseitigen Verbindung, zu heiligen und zu retten, sondern sie zu einem Volke zu machen, das (...) ihm in Heiligkeit dienen soll“²⁴.

Freilich wird hier deutlich, dass es sich bei der Gemeindebildung wie sie die Citypastoral anzielt, nicht um die klassische Gemeinde im Sinne einer Pfarr- oder Personalgemeinde handeln kann. Diese sind ihrem Wesen nach auf Dauer angelegt.

Demgegenüber ist die Citypastoral ihrem modern-urbanen Umfeld entsprechend eher auf punktuelle Kontakte, flüchtige Bekanntschaften, befristete Beziehungen und passagere Bindungen ausgelegt.²⁵ Dies ist konträr zu den Ansätzen der klassischen Pfarrpastoral.

Gerade hier liegt aber – in mehrfacher Hinsicht – die Chance und die Notwendigkeit der Citypastoral. Ihre Chance liegt darin, dass sie Menschen erreichen kann, denen die Pfarrgemeinde zu gesellig ist. Es sind die Menschen, die nicht kirchen- aber gemeindefern sind. Sie stellt ferner ein niederschwelliges Angebot für diejenigen dar, denen die Schwelle des Pfarrhauses oder Pfarrkirche zu hoch erscheint. Hierunter finden sich viele Nichtglaubende und Nichtpraktizierende²⁶, die sich erst vorsichtig fragend annähern möchten und denen die intensive Nähe einer Pfarrgemeinde möglicherweise zu weit geht.

Citypastoral gewährt einen anonymen Schutzraum. Sie kann deshalb als „Oase“ aufgefasst werden, an der die Menschen ausruhen und sich für den weiteren Weg stärken können.

Citypastoral ermöglicht daher Begegnung mit Menschen, die über die Pfarrgemeinde nicht ohne weiteres erreicht werden könnten. Gerade hier liegt aber auch die Notwendigkeit für die Gestaltung einer Citypastoral.

Das der Citypastoral eignende „Oasenprinzip“²⁷ macht allerdings eine spezifische Gemeindebildung notwendig.²⁸ Wie schon erwähnt, ist die sich in der Citypastoral bildende Gemeinde im Unterschied zur Pfarr- oder Personalgemeinde nicht auf Dauer angelegt.²⁹ Sie ist auch nicht – wie die Pfarrpastoral – durch eine territoriale Definition geprägt. Sie konkretisiert sich vielmehr spontan und aktualisiert sich immer neu. Sie beruht auf Entscheidung und Kommunikation. Sie ist *Gemeinde in actu* bzw. *Gemeinde in sponte*. Wesentliches Gestaltungselement dieser Art von Gemeinde ist die *soziale Vernetzung*³⁰.

Hieraus ergeben sich weitere Gestaltungsprinzipien für die Citypastoral:

Citypastoral muss *aktuell* sein. Sie muss Gelegenheit zur spontanen Begegnung bieten. Wesentlich für die Gestaltung der Citypastoral ist daher ihre prinzipielle *Flexibilität*. Daher müssen *Räume* geschaffen werden, in denen sich *offene Begegnungen* ergeben können und informelle Beziehungsnetzwerke knüpfen können. Das geht nur, wenn die Gestaltung der Citypastoral von *Qualität* und *Individualität* geprägt ist, die den *Einzelnen* in den Blick nimmt. In der Citypastoral verwirklicht sich Kirche. Daher muss Citypastoral die Grundvollzüge der Kirche Martyria-Diakonia-Liturgia konkretisieren. Schließlich zielt Citypastoral auf eine spezifische *vernetzende* Form der Gemeindebildung, die als *Gemeinde in actu* bzw. *Gemeinde in sponte* bezeichnet werden kann.

II. Subsidiär und komplementär zur Pfarrseelsorge

Die Überlegungen zu einer gemeindebildenden Citypastoral nötigen zu einer Verhältnisbestimmung der Citypastoral zur traditionellen Pfarrseelsorge. Es wurde bereits deutlich, dass die Citypastoral eine spezifische Form der Gemeindebildung anstrebt, die im Unterschied zur Pfarrseelsorge nicht auf Dauer angelegt ist, sondern durch Spontaneität, Flüchtigkeit und passagere Begegnungen geprägt ist. Hier wurde bereits das Bild der „Oase“ eingeführt. Citypastoral stellt eine Gelegenheit zur Unterbrechung des Alltages dar. Gerade hier liegt ihre besondere Chance zur Ermöglichung von Begegnungen³¹, die in der traditionellen Pfarrseelsorge so nicht möglich wären.

Dies allein verdeutlicht schon, dass Citypastoral und Pfarrseelsorge nicht in Konkurrenz zueinander gesehen werden dürfen. Jede Form hat ihre spezifischen Aspekte, die sich im Idealfall *komplementär* ergänzen. Damit diese Komplementarität wirksam und fruchtbar für beide Formen werden kann, ist eine *Vernetzung von Citypastoral und Pfarrseelsorge* notwendig³². Aufgrund der Niederschwelligkeit ist die Citypastoral näher an

der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Gesellschaftliche Veränderungen werden hier schneller wahrgenommen, da die spontanen Begegnungen eine eigene Unmittelbarkeit haben. Auf diese Weise kann der Citypastoral die *Funktion eines Seismographen für die Gesamtpastoral* bekommen.³³ Auf der einen Seite könnte die Vernetzung also so aussehen, dass die in der Citypastoral wahrgenommenen Veränderungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit für die Gestaltung der Pfarrseelsorge weitervermittelt werden können. Andererseits bietet die Citypastoral aber auch ein Experimentierfeld für die Gestaltung einer Pastoral in der Welt und Gesellschaft von heute. Hier kann

heute schon ausprobiert werden, was morgen vielleicht auch andere machen müssen.³⁴

Neben der Komplementarität von Citypastoral und Pfarrseelsorge erfüllt die Citypastoral der Pfarrseelsorge gegenüber aber auch eine *subsidiäre* Funktion.³⁵ Sie bietet gerade denen ein Forum, die sich gegen die (zu Recht oder zu Unrecht) immer wieder befürchteten Vereinnahmungstendenzen oder die (zu Recht oder zu Unrecht) unterstellte Vereins- und Gemeinschaftsmentalität der Gemeindepastoral sträuben.³⁶ Sie ist wegen ihrer Niederschwelligkeit und Anonymität für diejenigen als Ansprechpartner geeignet, die die Hürde der Schwelle des Pfarrhauses oder der Pfarrkirche scheuen. Von daher stellt die Citypastoral die Chance dar, mit Menschen in Begegnung zu kommen, die über die Pfarrseelsorge nicht zu erreichen wären. In diesem Zusammenhang sei noch einmal an die Areopagerperikope Apg 17, 22-34 erinnert. Paulus erreichte viele, nur wenige schlossen sich ihm allerdings auf Dauer an. Citypastoral wird diese Erfahrung machen. Sie wird viele erreichen. Viele Begegnungen werden passager bleiben. Für manche aber wird der Wunsch nach Dauerhaftigkeit erwachen. Hier liegt eine wichtige Schnittstelle zwischen Citypastoral und Pfarrseelsorge. Für diese Menschen müssen

Möglichkeiten der Vermittlung in eine Pfarrgemeinde, am besten in ihre Wohnortgemeinde ermöglicht werden.

Für die Gestaltung der Citypastoral ergeben sich damit folgende Aspekte:

Citypastoral und Pfarrseelsorge stehen in einem Verhältnis der *Komplementarität* und *Subsidiarität*. Damit Komplementarität und Subsidiarität wirksam werden können, müssen Citypastoral und Pfarrseelsorge miteinander vernetzt werden. Zu diesem Zweck sind entsprechende Kommunikationswege und -formen zu entwickeln, die eine fruchtbare Vernetzung von Citypastoral und Pfarrseelsorge ermöglichen.

Begegnungen. Konstitutiv ist die Trennung nach der gemeinsamen Wegstrecke. Die Zeugnisempfänger werden in das Leben und den Alltag entlassen. Hier gilt wieder die Erfahrung des Paulus auf dem Areopag: Viele werden einfach weitergehen, manche werden für sich und ihr Leben den Weg des Glaubens entdeckt haben, einige werden selbst zu Zeugen des Evangeliums werden.

Das Leitbild für die Citypastoral kann daher lauten:

Citypastoral ist kirchliches Handeln auf der Agora der heutigen Stadt. Dort sucht sie die präzise wegbegleitende Begegnung mit Menschen, um ihnen das Evangelium Jesu Christi zu verkünden.

II. Leitbild und Leitsätze der Citypastoral

Die bereits mehrfach zitierte Areopagperikope Apg 17,16-34 verweist auf das Leitbild der Citypastoral. Citypastoral bewegt sich auf der Agora und dem Areopag der heutigen Stadt. Sie will in passageren Begegnungen die Menschen eine kurze Strecke auf ihrem Weg begleiten und sie dann wieder in ihr Leben entlassen. Auch hier existieren biblische Leitbilder, etwa die relativ kurze³⁷, aber lebensentscheidende Begegnung der Emmausjünger mit dem Auferstandenen (vgl. Lk 24,13-35) oder die Begegnung des Philippos mit dem äthiopischen Kämmerers (vgl. Apg 8,26-40), die für die Ausbreitung des Evangeliums nach Äthiopien ursächlich war. In beiden Fällen – und es könnten noch andere genannt werden – ist die gemeinsame Wegstrecke, die der Zeuge des Evangeliums und der bzw. die Zeugnisempfänger gemeinsam gehen, verhältnismäßig kurz. Trotzdem kommt es zu präzisen und existentiell bedeutsamen

Von diesem Leitbild ausgehend können damit einige Leitsätze für die Gestaltung einer Citypastoral formuliert werden:

- Citypastoral ist eine neue Art und Weise, Pastoral zu denken und zu gestalten.
- Citypastoral beruht auf Entscheidung und Kommunikation.
- Citypastoral ist aktuell.
- Citypastoral ist einladend und aufsuchend.
- Citypastoral ist niederschwellig.
- Citypastoral ist differenziert.
- Citypastoral ermöglicht anonyme Begegnungen, aus denen auf Dauer angelegte Beziehungen erwachsen können (aber nicht müssen).
- In diesem Sinn ist Citypastoral absichts- aber nicht profillos.
- Citypastoral ist kirchliches Handeln.
- Citypastoral ist dezidiert evangelisierende Pastoral.
- Citypastoral ermöglicht Gottesbegegnungen.
- Citypastoral ist passagere Wegbegleitung.
- Citypastoral muss deshalb präzise sein.
- Citypastoral kommt auf den Punkt.
- Citypastoral ist heilend.
- Citypastoral hat einen hohen Qualitätsanspruch.

Anmerkungen:

- ¹ Johannes Paul II: Enzyklika *Redemptoris missio* (17. 12. 1990), Nr. 37b.
- ² Ebd.
- ³ Ebd.
- ⁴ Vgl. ebd.: Nr. 37c.
- ⁵ Ebd.
- ⁶ Vgl. J. Wanke: *Apropos „Citypastoral“ – Missionarisch Kirche sein*, in: E. Purk (Hg.): *Ortswechsel. Auf neue Art Kirche sein*. Stuttgart 2003, 17–26, hier: 17.
- ⁷ E. Purk, *Wüstenwanderung der Kirche. Den Übergang gestalten*, in: ders. (Hg.): *Ortswechsel*, 9–16, hier: 13.
- ⁸ Ebenso deutet Mt 13,33/Lk 13,21 darauf hin, dass dieses Bewusstsein in der frühen Kirche allgemein vorhanden war.
- ⁹ Paul VI: *Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“* (8. 12. 1975), Nr. 14; ähnlich auch Johannes Paul II, *Redemptoris missio*, Nr. 31.
- ¹⁰ Paul VI: *Evangelii nuntiandi*, Nr. 18.
- ¹¹ Ebd.: Nr. 19.
- ¹² Ebd.: Nr. 20.
- ¹³ Vgl. Vaticanum II, *Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et spes“*, Nr. 53.
- ¹⁴ Paul VI: *Evangelii nuntiandi*, Nr. 20.
- ¹⁵ Ebd.
- ¹⁶ Vgl. ebd.: Nr. 21.
- ¹⁷ Vgl. ebd.: Nr. 22.
- ¹⁸ Ebd.: Nr. 23 (Hervorhebung vom Autor).
- ¹⁹ Ebd. (Hervorhebung vom Autor).
- ²⁰ Ebd.: Nr. 24.
- ²¹ Vgl. Johannes Paul II: *Redemptoris missio*, Nr. 37b.
- ²² Vgl. Paul VI: *Evangelii nuntiandi*, Nr. 20.
- ²³ Vaticanum II, *Dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“*, Nr. 35.
- ²⁴ *Lumen gentium*, Nr. 9.
- ²⁵ Vgl. H.-J. Höhn: *Vorübergehend religiös? Herausforderungen an ein urbanes Christentum*, in: E. Purk (Hg.): *Ortswechsel*, 38–47, hier: 38; zur soziologischen Definition moderner Urbanität siehe H. Häussermann: *Großstadt. Soziologische Stichworte*, Leverkusen 2000.
- ²⁶ Vgl. Paul VI: *Evangelii nuntiandi*, Nr. 55 f.
- ²⁷ Vgl. E. Purk: *Wüstenwanderung*, 15.
- ²⁸ Ähnlich auch M. Hochschild: *Kirche als soziales Netzwerk. Eine Vision am Horizont der Zukunft*, in: E. Purk (Hg.): *Ortswechsel*, Stuttgart 2003, 48–55, hier: 50, der im Zusammenhang der *Citypastoral* von einer „Modifikation des Gemeindeprinzips“ spricht.
- ²⁹ Freilich können ungeachtet dessen im Umfeld der *Citypastoral* Personalgemeinden entstehen.
- ³⁰ Vgl. M. Hochschild: *Kirche als soziales Netzwerk*, 51.
- ³¹ Vgl. J. Wanke: *Apropos „Citypastoral“*, 23.
- ³² Ähnlich auch ebd.: 24.
- ³³ Vgl. auch ebd.: 25.

³⁴ Vgl. ebd.: 24.

³⁵ Vgl. hierzu auch den Grundsatztext *Citypastoral*.

³⁶ Vgl. H.-J. Höhn: *Vorübergehend religiös*, 42.

³⁷ Die in Lk 24,13 erwähnten sechzig Stadien entsprechen etwa 11 Kilometern, also einer anzunehmenden Gehzeit von vielleicht 2–3 Std.

Fasziniert von Gott

Madeleine Delbrêl – Wegweiserin für Christsein im 3. Jahrtausend

In diesem Oktober jährt sich zum 100. Mal der Geburtstag und zum 40. Mal der Todestag der Französin Madeleine Delbrêl (24. 10. 1904 – 13. 10. 1964), die Hans Urs v. Balthasar zu den „bedeutendsten Frauen des 20. Jahrhunderts“ gezählt hat.¹ Ihr Zeugnis ist hoch aktuell für den Glauben heute – unter veränderten Lebensbedingungen, mitten in einem kirchenfernen, Gott gegenüber gleichgültigen Milieu. Erfreulicherweise wächst in Deutschland das Interesse an dieser „Pionierin des Glaubens in einer säkularisierten Gesellschaft“ bzw. „Mystikerin der Straße“² – Titel, die zwei Aspekte ihrer Botschaft charakterisieren. Fest in Gott verwurzelt, ist sie frei, sich vorbehaltlos auf die Menschen einzulassen, ob Christen oder Atheisten. Ihr Freund und Ratgeber, der Dominikaner und Arbeiterpriester Jacques Loew, beschreibt sie als „eine zutiefst freie Frau... frei durch die Freiheit Gottes selbst... Dieses Gottes, von dem sie sich hatte fesseln lassen“.³ Bis dahin war ein weiter Weg zurück zu legen.



1. „Gott ist tot – es lebe der Tod!“ – Atheismus und Nihilismus

Am 24. Oktober 1904 wird Madeleine Delbrêl als einziges Kind einer areligiösen, gutbürgerlichen Familie in der südfranzösischen Kleinstadt Mussidan/Dordogne gebo-

ren. Dank des Einflusses der Großmutter wird sie getauft und katholisch erzogen. Nach häufigem Wohnungswechsel schließlich in Paris, sagt Madeleine rückblickend: „Inmitten einer ungläubigen Familie... hatte ich außergewöhnliche Menschen gefunden, die mir zwischen 7 und 12 Jahren den katholischen Glauben beibrachten. In Paris vermittelten mir andere außergewöhnliche Leute – atheistische Freunde des Vaters – eine entgegengesetzte Bildung. Mit 15 war ich strikt atheistisch und fand die Welt täglich absurder“.⁴ Im Studium der Philosophie, Geschichte und Kunst an der Pariser Sor-

bonne findet sie keine Antwort in ihrer Suche nach Sinn. Für sie war „Gott im 20. Jahrhundert absurd und mit der gesunden Vernunft... unvereinbar.“ „Gott ist tot – es lebe der Tod“ – so heißt ein Text, den sie mit 17 Jahren, im Jahr 1922, verfasst.⁵ Ihr Lebenshunger stürzt sie dennoch in den Trubel der frühen Zwanziger Jahre. Als eine der ersten ihres Bekann-

tenkreises lässt sie sich die Haare kurz schneiden. Freundinnen bemerken an ihr eine für die damalige Zeit ganz und gar ungewöhnliche Freiheit und Originalität, und es heißt: „Sie glaubte an nichts, an rein gar nichts“.⁶ Sie gilt als „fröhlich und ziemlich verrückt“ und zugleich als „lyrisch und schwermütig“.⁷ Lebenslust und Verzweiflung, nur durch eine dünne Haut voneinander getrennt, sind Ausdruck einer inneren Qual angesichts der Sinnlosigkeit eines Lebens, das sich ins Nichts zu verlieren scheint.

2. „Ich war von Gott überwältigt worden“ – Bekehrung

„Als ich 20 war (1924), folgte auf eine vernünftige religiöse Suche eine stürmische Bekehrung“.⁸ Ihr drängendes Verlangen nach Wahrheit will sich nicht mit „Religion... als Trostmittel“ beschwichtigen lassen und misstraut allem, was ein „selbstgemachtes reli-

giöses Gefühl⁹ sein könnte, das die Leere und Verzweiflung des Herzens nur betäuben soll. Die entscheidenden Ereignisse auf dem Weg zum Glauben sind zwei Begegnungen. Einmal ist es die Verbindung mit dem Studenten der Ingenieurwissenschaften Jean Maydiou. Die Liebe befreit sie – zunächst – aus der Erfahrung der Sinnlosigkeit. Doch kurz nach der Verlobung folgt er seiner ursprünglichen Berufung, die er nur seines Vaters wegen zurückgestellt hat, und tritt in den Dominikanerorden ein. Für Madeleine bricht eine Welt zusammen. Sie versinkt erneut in die Erfahrung von Tragik und Absurdität. „Mein Mund ist blutig, und ich habe Salz gegessen...“, so fasst sie in einem ihrer Gedichte ihre Stimmung in Worte.¹⁰

Da trifft sie auf eine Gruppe von jungen, überzeugten Christen. Sie beschreibt rational, fast intellektualistisch, wie sich für sie die Frage nach Gott ganz neu stellt: „Ich änderte meine Ausgangsfrage, nämlich: ‚Wie lässt sich die Nichtexistenz Gottes beweisen?‘ in: ‚Existiert Gott?‘. Zwischen den beiden Fragestellungen lag eine Tatsache: Die Begegnung mit mehreren Christen, die ... so viel diskutierten und so viel tanzten wie ich. Sie redeten über alles, aber auch über Gott, der ihnen unentbehrlich zu sein schien wie die Luft. ...“. Gott war für diese jungen Menschen etwas „Wirkliches“ und „was für ein Wirkliches“; davon ist Madeleine Delbrél zutiefst beeindruckt und erklärt: „Als ich sie im Lauf von Monaten immer häufiger traf, konnte ich Gott – nicht: ihren Gott, sondern Gott – nicht mehr guten Gewissens als absurd behandeln. So hat sich also meine Fragestellung verwandelt... Wenn ich aufrichtig sein wollte, durfte ich Gott, der nicht mehr strikt unmöglich war, auch nicht so behandeln, als ob er ganz gewiss nicht existierte. Ich wählte deshalb, was mir am besten meiner veränderten Perspektive zu entsprechen schien: Ich entschloss mich zu beten...“.¹¹

Diese Christen hatten ein Wort, angeblich von Teresa von Avila stammend, erwähnt: „Wenn du nicht weißt, ob es Gott gibt, dann bete jeden Abend 5 Minuten zu ihm. Und es wird sich herausstellen.“ Madeleine berich-

tet: „Ich tat es an jenem Tag und an vielen anderen Tagen, ohne auf die Uhr zu blicken. Dann habe ich, lesend und nachdenkend, Gott gefunden, aber indem ich betete, habe ich geglaubt, dass Gott mich fand und dass er lebendige Wirklichkeit ist und man ihn lieben kann, wie man eine Person liebt“.¹²

Madeleine Delbrél erfährt überwältigt: Gott ist keine „abstrakte Idee, ... nicht der schönste Einfall der Menschen...; Gott ist... nicht irgendetwas, er ist Jemand“¹³, und sie will in ein Kloster des Karmel eintreten. Das ist nicht Überschwang eines konvertierten Herzens, sondern innere Verwandtschaft mit der Berufung des Karmel, die sie später immer wieder das stellvertretende Dasein im Beten und Glauben als Apostolat zur Erlösung der Welt betonen lässt.¹⁴

Doch der Karmel ist nicht ihr Weg. Sie erkennt, dass ihr Platz mitten in der Welt ist. Sie widmet sich einige Zeit ihrer Familie, Anfang 1926 kehrt sie zum Studium der Kunst und Philosophie nach Paris zurück. Sie spürt, dass ihre Gotteserfahrung, die sie ganz individuell und einsam, ja, intim erlebte, danach drängt, sich in einer Gemeinschaft, in der kirchlichen Gemeinschaft, zu verwirklichen; sie nimmt Kontakt mit der Pfarrei des Viertels auf, in dem sie wohnt.

3. „Explosion des Evangeliums“ – Leben nach dem Evangelium

Dort erlebt sie in den wöchentlichen Bibelkreisen um Vikar Jacques Lorenzo (1893–1958) die „Explosion des Evangeliums“ als „Buch des Herrn, das man leben muss...“.¹⁵ Wer es nur liest, ohne es zu leben, nimmt nur „ein kleines Bad im Evangelium und lässt dann sein lebendiges Wasser entweder an uns oder am Handtuch verdunsten“.¹⁶ Denn „man trägt das Wort Gottes nicht in einem Köfferchen bis zum Ende der Welt: Man trägt es in sich, man nimmt es in sich mit auf den Weg“¹⁷, und sei es nur „ein einziges Wort des Herrn“; wer „ihm erlaubt, sich in seinem Leben auszuwirken, weiß mehr vom Evangelium als einer, dessen ganze Anstrengung sich in abstrakter

Betrachtung oder historischem Forschen erschöpft“.¹⁸ Konkret heißt das: „Wenn wir ... das Evangelium miteinander lesen, tun wir es nicht, um es zu studieren, sondern um dort Zuflucht zu finden. Betend, suchend und aufmerksam hörend versammeln wir uns um die Person Jesu.... Wir bringen unser Leben mit ihm in Kontakt, so wie es ist – damit er es immer wieder zu dem werden lässt, was es sein soll“.¹⁹ Dieses Leben, so sagt sie, müssen wir „mit unserem Leben leben, oder besser, unser Leben muss durch sein Leben gelebt werden“, also durchformt vom Leben Jesu, in jeder Situation immer wieder neu – „keine Kopie, sondern ein Original“.²⁰ Eine erste Konsequenz: Nach dem Vorbild Jesu will sie ganz bei Gott und zugleich mitten unter den Menschen leben, und zwar in Gemeinschaft. Sie absolviert eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin.

4. „Gott einen Ort sichern“ – Leben in Gemeinschaft

Am 15. Oktober 1933 zieht sie mit zwei gleich gesinnten Frauen in den Pariser Arbeiter-Vorort Ivry, ohne zu wissen, dass sie in ein kommunistisch-atheistisches Milieu gerät. Doch sie bleibt ganz bewusst dort, „um Gott einen Ort zu sichern“.²¹ Denn sie ist überzeugt: „In Gemeinschaft leben heißt, für die Welt... die Gegenwart Jesu sicherzustellen“ gemäß seinem Wort: „Wo mehrere in meinem Namen beisammen sind, bin ich mitten unter ihnen“.²² Wie sie selber durch den Kontakt mit einer Gemeinschaft Gott als „das größte, umwerfende Glück“²³ hat entdecken können, so will sie nun ihrerseits anderen die Chance bieten, diesem beglückenden Gott zu begegnen, durch eine Gemeinschaft, die in der Liebe zu einer „Insel göttlicher Anwesenheit“²⁴ wird, durch Menschen mit einem Leben in „einfacher, mitreißender und geschwisterlicher Liebe...; die miteinander versuchen, die zu verstehen, die das Licht des Glaubens nicht haben...; ihnen das zu geben, was Gott ihnen durch uns geben will...“.²⁵ Sie versteht sich und ihre Gefährtinnen als Menschen, „die die Straßen als ihr zu Hause gewählt, den

Weg Christi eingeschlagen haben, ... die ihre Begegnungen nicht selber aussuchen, ... sondern annehmen, was Gott ihnen schickt – was und wen. Menschen, die versuchen, endlos versuchen, für jeden das zu sein, was Christus war“.²⁶ Sie wollen „Kirche sein, wo Kirche nicht ist“.²⁷ Die kleine Gemeinschaft um M. Delbrêl, die sich zunehmend erweitert, bleibt bewusst eine Gemeinschaft von Laien ohne Gelübde, ohne Klausur, die sich auf keine andere Regel als auf die Weisungen des Evangeliums beruft. Als sie knapp 60-jährig am 13. Oktober 1964 überraschend stirbt, gibt es schon zahlreiche weitere Gruppen in Frankreich und in Afrika. Als „Equipe de Madeleine Delbrêl“ existiert diese Gemeinschaft noch heute.²⁸

Die in mehr als 30 Jahren gesammelten Erfahrungen eines christlichen Lebens unter Nichtglaubenden und ihre leidenschaftliche Sehnsucht, mitten unter den Menschen für Gott zu leben, führen zu erstaunlich aktuellen Beobachtungen und Anregungen. Madeleine Delbrêl soll im Folgenden selber häufig zu Wort kommen.

5. „Günstige Voraussetzung für unsere eigene Bekehrung“ – Leben unter Nichtglaubenden

Das bewusst bejahte Leben mitten unter den kommunistischen Atheisten in Ivry gefährdet den Glauben nicht²⁹, sondern fordert heraus, sich auf sein Eigentliches neu zu besinnen.³⁰ Schon in den 60er Jahren beurteilt sie den Kommunismus als überlebt. Viel beunruhigender ist für sie der „Atheismus des Schweigens“, in dem Gott „nicht nur gelehrt und verfolgt, sondern ausgeschlossen“ und auf eine lautlose Art und Weise überflüssig wird.³¹ Die Beobachtung einer zunehmenden Entchristlichung ganz Frankreichs lässt sie kritisch nach deren Ursachen forschen.

▪ *„Verwechslung von Glauben und ‚christlicher Mentalität‘“*

„Nach und nach ist ... der lebendige Glaube an den lebendigen Gott gleichgesetzt

worden mit dem gesunden Menschenverstand..., die Evangelischen Tugenden (sind) zu solchen des anständigen Menschen geworden... Christus und seine Botschaft sind nicht mehr ausreichend Quelle des Leben“, stattdessen eine „Art angeborener Besitz des im Christentum Aufgewachsenen, ein Erbgut christlicher Familien“. „Ein verkümmertes und angekränkelter Glaube“, der sich „auf eine rein christliche Mentalität“ beschränkt, kann anderen nicht als ein „Schatz“ verkündet werden, den wir „umsonst erhalten haben und teilen möchten... Wo Anlass zur Verkündigung ist, diskutieren wir über Ideen, statt ein Lebendiges zu bezeugen, ... das Leben allen Lebens“.³²

▪ *„Unser Glaube ist ein Realismus.“*

Das Leben in Ivry wird für M. Delbrêl zur „Schule des angewandten Glaubens“.³³ Herausgefordert durch den Vorwurf der kommunistischen Atheisten, Christen seien „lebensverneinende und lebensfeindliche Idealisten“, entdeckt sie, „wie sehr unser Glaube ein Realismus ist, wir dagegen, statt zu Menschen, die um das geoffenbarte Leben wissen und es leben, zu dessen Theoretikern und Ideologen geworden sind“.³⁴ Sie fordert zu einer „Wiederbekehrung zum Glauben“ auf, deren „erster Schritt darin besteht, zu entdecken, dass er selber als ganzer realistisch ist... Der Glaube ist allen Ernstes die Wissenschaft von etwas Realem, das uns übersteigt und uns angeht. Einem Realem, über das Gott selbst uns aufklärt. Dieses Reale heißt: das Ewige Leben“.³⁵ Immer wieder betont sie die Realität des Ewigen Lebens, das durch den Glauben in die Zeit einbricht.³⁶

Aber es gilt auch umgekehrt: „Der echte Glaube führt uns schon in dieser Welt zum Ewigen Leben, ja ins Ewige Leben ein und lässt uns darin existieren“.³⁷ Das aber bedeutet: Wo Menschen an Gott glauben, bilden sich „Inseln göttlicher Anwesenheit“³⁸ in einer ansonsten Gott-fernen, Gott-feindlichen oder Gott gegenüber gleichgültigen Welt. Hier wird der Glaube konkret und zugleich real in Taten der Liebe. Der Realis-

mus dieser Liebe bezeugt die Realität des Ewigen Lebens. Das ist die konkrete Antwort auf die „dringenden, wenn auch stummen Fragen“ der Nichtglaubenden, die zumeist nicht wissen wollen, was wir glauben, sondern:

▪ *„Wozu ist der Glaube nütze, was fängt man damit an?“³⁹*

„Der Glaube ist für einen Menschen da ..., um dieses Menschenleben in Christus dem Heil aller Menschen zu widmen, um es in der Kirche der gesamten Welt zu weihen. Der Glaube ist in der Zeit und für die Zeit: jene Zeit nämlich, in der sich dieses Menschenleben abspielt. Man könnte sagen. Der Glaube ist die Liebe Gottes, die sich in der Zeit engagiert; der Glaube ist der zeitliche Einsatz der Liebe Gottes... Denn der Glaube ist da für die Liebe. Das Leben, das es von innen verwandelt, wird somit ein Leben, das die Liebe Gottes kundtut und verwirklicht...“.⁴⁰ Dieser Realismus des Glaubens „besteht vor allem im... festen Willen, durch all unser Handeln etwas Einzigartiges und Unersetzliches zu tun: Ernst zu machen mit der Liebe Gottes“, die sich durch uns auf alle Menschen erstrecken will: „Alles muss bei uns zu finden sein: Ein Glas Wasser, Brot für die Hungrigen, ein Dach für die Obdachlosen...“.⁴¹ M. Delbrêl ist überzeugt: „In der Nähe eines Nichtglaubenden wird die Liebe zur Verkündigung...“, und: „Die Herzensgüte, die Christus uns schenkt und wir weitergeben, ist für ein ungläubiges Herz eine Vorahnung Gottes selber“.⁴²

6. „Gebet in einem weltlichen Leben“⁴³ – Geistlich Leben im Alltag

Als Atheistin hatte M. Delbrêl intensivst die Absurdität und Sinnlosigkeit eines Lebens ohne Gott erfahren⁴⁴; jetzt erlebt sie in radikaler Form das „ungeheure, umwerfende Glück“⁴⁵ des Lebens mit dem lebendigen Gott. Deshalb will sie – trotz ihrer aufreibenden Tätigkeit als Sozialarbeiterin und

ihrem rastlosen Einsatz für die Bedürftigen sowie als Leiterin ihrer Gemeinschaft – immer wieder den Kontakt zu Gott suchen.

▪ *Rendez-vous mit Christus*“

Mitten in der alltäglich lärmenden Betriebsamkeit, ohne Aufwand an Zeit oder Raum ist das möglich, denn das Evangelium bietet immer wieder ein „Rendez-vous mit Christus“, wie sie sagt, „das er jedem von uns bis ans Ende aller Zeiten schenkt; ein Rendez-vous von zwei Personen, ein wahres, intimes, allumfassendes von Herz-zu-Herz“.⁴⁶ Mitten im Alltag kann es zu diesem Rendez-vous kommen. Immer und überall kann Gott und sein Wort gehört werden. „Wo immer wir uns aufhalten mögen, Gott ist dort. Der nötige Raum, um ihn zu finden, ist der unserer Liebe, die von Gott nicht getrennt sein, die ihm begegnen will...“.⁴⁷ *Unser ganz konkretes Leben, die einfachste, alltöglichste Handlung birgt die Möglichkeit in sich, Gott und seinem Wort zu begegnen:* „Nirgendwo als in unserem Leben strömt von morgens bis abends zwischen den Ufern unserer Häuser, Straßen, Begegnungen, das Wort, in dem Gott gegenwärtig sein will. Nirgendwo als in unserem Geist, der uns durch unsere Arbeit, Mühsal, Freude, Liebe hindurch auferbaut, will Gottes Wort wohnen. Jener Satz des Herrn, den wir während einer Frühmesse oder einer Fahrt in der Untergrundbahn dem Evangelium entrissen haben oder zwischen zwei Haushaltsarbeiten oder abends in unserem Bett, darf uns ebenso wenig verlassen wie unser Leben und unser Geist.“ Dieses Wort Gottes, bleibt nicht in uns verschlossen, sondern strahlt aus: „Es wird uns befruchten, verwandeln, erneuern: Den Händedruck, den wir heute zu geben haben, unsere Arbeitsleistung, die Art, wie wir den uns begegnenden Menschen anblicken, wie wir gegen unsere Müdigkeit ankämpfen, einen Scherzanfall bestehen, in einer Freude erblühen. Es will überall dort zu Hause sein, wo wir bei uns selber verweilen...“. Auch ein mit Terminen und Verpflichtungen noch so vollbesetzter Tag verhindert nicht das Rendez-vous mit

Gott und seinem Wort: „Ist unser Tag so voll gestopft, dass Pausen unmöglich sind, wenn unsere Kinder, der Gatte, das Haus, die Arbeit fast alles beanspruchen, dann fordert es von uns zu vertrauen...: Seine göttliche Kraft kann ihm stets Raum verschaffen. Wir sehen es dann aufleuchten, während wir eine Straße entlang gehen, unsere Geschäfte besorgen, Gemüse schälen, auf eine telefonische Verbindung warten, unsere Böden kehren, sehen es aufblitzen zwischen zwei Bemerkungen eines Mitmenschen, zwei zu schreibenden Briefen, beim Erwachen und beim Einschlafen. Denn das Wort hat seinen Platz gefunden: Ein armes und warmes Menschenherz, das ihm Herberge bietet“.⁴⁸

„Jede Handlung, die von uns gefordert wird, lässt uns Gott in Fülle empfangen und ihn in Fülle verteilen in einer großen Freiheit des Geistes. Dann wird das Leben ein Fest. Jede kleine Unternehmung ist ein gewaltiges Ereignis, worin uns das Paradies geschenkt wird, das wir weiterverschenken können. Egal, was wir zu tun haben: ob wir einen Besen oder eine Füllfeder halten. Reden oder stumm sin, etwas flicken oder einen Vortrag halten, einen Kranken pflegen oder auf einer Schreibmaschine hämmern. All das ist nur die Rinde einer herrlichen Realität, der Begegnung der Seele mit Gott in jeder erneuten Minute, die an Gnade zunimmt, immer schöner wird für ihren Gott. Man läutet? Schnell, aufgetan! Gott ist es, der uns lieben kommt. Eine Ankunft?... Bitte... Es ist Gott, der uns lieben kommt. Zeit, sich zu Tisch zu setzen? Gehn wir: es ist Gott, der uns lieben kommt. Lassen wir ihn gewähren“.⁴⁹

▪ *„Von Gott gegebene Atemzüge“*

Madeleine Delbrèl erkennt nüchtern und realistisch, dass allgemein mit der Veränderung der Lebensbedingungen die Zeitnot zugenommen zu haben scheint und damit für viele auch das Gebet viel schwieriger, manchmal unmöglich geworden ist. Das bedeutet aber nicht, dass wir „zwangsläufig... unfähig zum Gebet“ geworden wären. „Gott hätte sich wohl nicht die Mühe gemacht,

uns zu erschaffen, um dann zuzulassen, dass wir ihm gegenüber keine Luft mehr bekämen“, meint sie und ist überzeugt, dass unsere Zeit, unser Alltag voll ist von gottgegebenen Atemzügen: „An uns ist es, sie zu entdecken und davon Gebrauch zu machen“.⁵⁰ Dazu entwickelt Madeleine eine faszinierende Phantasie. Auch mitten in einem mit Terminen und Verpflichtungen noch so voll gepfropften Tagesablauf stößt sie diese Atemzüge auf: „... das Leben ist voll davon; wir können sie entdecken oder achtlos verschwenden, während die Suppe langsam aufkocht, während wir beim Telefon auf den Anschluss warten, während wir an der Haltestelle nach dem Bus Ausschau halten, während wir eine Treppe hinaufsteigen, während wir im Garten für den Salat ein wenig Petersilie holen. Welch ungewöhnlicher Spaziergang erwartet uns heute Abend bei der Heimfahrt, wenn man die Leute auf der Straße nicht mehr so genau sehen kann! Welch günstige Gelegenheit bietet eine Verspätung, wenn man auf den Mann, die Kinder, auf Freunde wartet!“⁵¹ Diese kleinen Zeit-Zwischenräume bei den verschiedensten Gelegenheiten mitten im Alltag können als „Blitzhinwendung zu Gott“, als „rasches Untertauchen in Gott im Lauf des Tages genutzt werden: „Sei es, dass wir die Arbeit, an der wir saßen, zusammenlegen, das Zimmer, in dem wir waren, verlassen, oder innehalten und uns hinsetzen, wenn wir mit Aufräumen beschäftigt waren usw.“⁵² „Für den, der Gott sucht wie Mose, kann eine Treppe der Sinai sein“.⁵³ Realistisch mahnt sie, dass „in einer Zeit, da die Existenzbedingungen sich immer schneller wandeln, ... jeder einzelne Mensch selber neue Formen des Betens finden“ muss, d.h. ganz individuell die Form, die für ihn möglich ist.⁵⁴ Dabei kommt es nicht auf die Länge, sondern auf die Innigkeit an.

In dieser Art „Tiefenbohrung“, wird Gott nicht in einer ausgedehnten Gebets-Zeit, sondern in einer konzentrierten Gebets-Tiefe gesucht. Das ist immer und überall möglich. Auch die Fahrt mit der U-Bahn oder Straßenbahn am Schluss eines Arbeitstages, das Warten auf dem Bahnsteig oder

an der Haltestelle kann zur „Tiefenbohrung“ genutzt werden. „Solche kleinen Zeitmulden gibt es für jedermann“: „Unser Kommen und Gehen – nicht nur im Großen, sondern auch von einem Zimmer ins andere –, die Augenblicke, da wir zu warten gezwungen sind – am Schalter oder vor der Telefonkabine oder bis im Autobus ein Platz frei wird – sind Gebetsmomente, die uns dann zufallen, wenn wir dafür bereit sind“, d.h. wenn wir aufmerksam sind und sie als den uns von Gott geschenkten „Atemzug“ entdecken. Denn „Gott schenkt uns jederzeit unsere Möglichkeit zu beten, aber diese entspricht nicht immer unseren Vorstellungen vom Gebet.“ Und die Zeit, die uns zu fehlen scheint, ist die Zeit, „um nach unserer Vorstellung zu beten.“ Das verdeutlicht sie mit einem originellen Bild: „Wenn Gott für uns ein Sandwich vorgesehen hat, wir aber einen Teller und zudem eine Vor- und Nachspeise begehren, so werden wir das Sandwich nicht essen, wozu wir doch Zeit hätten, und vergeblich auf eine halbe Stunde warten, in der wir unser Menü verzehren. So kommt es dann vielleicht dazu, dass wir die berühmte halbe Stunde nicht finden und unseren Tag ohne Gebet beschließen“.⁵⁵

Zeit ihres Lebens ist Madeleine Delbrêl überzeugt: „Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“.⁵⁶

Anmerkungen:

¹ H. U. v. Balthasar hat 1974 eine Sammlung von Texten der M. Delbrêl: *La Joie de Croire*, in Auszügen übersetzt: *Gebet in einem weltlichen Leben*. Einsiedeln 1993, zit. als *Gebet*, hier ebd. 7; 1976 erschien eine weitere von ihm verfertigte Übersetzung: *M. Delbrêl: Frei für Gott. Über Laien-Gemeinschaften in der Welt*. Einsiedeln, zit. als *Frei*; vgl. auch Anm. 3.

² A. Schleizer: *Gott einen Ort sichern*. Ostfildern 2002, 7, zit. als *Schleizer II*. In den 90er Jahren entstanden drei Doktorarbeiten: Dies.: *Die Liebe ist unsere einzige Aufgabe*. Das Lebenszeugnis von Madeleine Delbrêl. Ostfildern 1994, zit. als *Schleizer I*; M. Heimbach-Steins: *Unterscheidung der Geister*. Strukturmoment christlicher Sozialethik, dargestellt am

- Werk Madeleine Delbrêls. Münster 1994; K. Boehme: Gott aussäen. Zur Theologie der weltoffenen Spiritualität bei Madeleine Delbrêl. Würzburg 1997, zit. als Boehme I.
- ³ Zit. n. Schleizer I, 193. Loew hat Aufsätze u. Vorträge v. M. Delbrêl, mit einer Einführung versehen, herausgegeben: *Nous autres, gens des rues*. Paris 1966, die H. U. v. Balthasar übersetzte: *Wir Nachbarn der Kommunisten*. Einsiedeln 1975, zit. als NK. Leider lässt der deutsche Titel die zutiefst geistliche Botschaft dieser Texte nicht erkennen.
- ⁴ In ihrem letzten Vortrag am 16. September 1964 vor Studenten: „Was Ivry mich gelehrt hat. Atheistische Umwelt als günstige Voraussetzung für unsere eigene Bekehrung“, NK 261–274, bes. 263.
- ⁵ NK 42–45, bes. 43.
- ⁶ Schleizer I, 112, Anm. 20.
- ⁷ Ebd. 72.
- ⁸ NK 263.
- ⁹ M. Delbrêl: *Auftrag des Christen in einer Welt ohne Gott*. Freiburg 2000, 192, zit. als Auftrag, Zit. n. Schleizer I, 81. Es entsteht ein Gedichtband, der später unter dem Titel „La Route“ veröffentlicht wurde und 1926 mit dem begehrten französischen Literaturpreis ausgezeichnet wurde.
- ¹¹ Auftrag 194.
- ¹² Ebd.
- ¹³ Frei 151; vgl. auch NK 180: „Dass Gott ein Jemand ist, ist für mich die beste Übersetzung von ‚Ich glaube an Gott‘.“
- ¹⁴ Schleizer I, 91–93; Auftrag 163: der Christ, „ein Glaubender vor Gott für alle“. NK 175: „Der Glaube ist dem Menschen, der wir sind, verliehen, für alle Menschen, die wir nicht sind.“ Ebd. 270f.: „Wir können lernen, dass der Glaube in uns zu Gunsten aller ein zeitlicher Einsatz der ewigen Liebe Gottes ist.“ Frei 14: „Erkennen, dass hier der eigentliche Akt der Erlösung geschieht; *Glauben im Namen der Welt, Hoffen für die Welt, Leiden an Stelle der Welt*.“ Delbrêls Verständnis von Stellvertretung als Dimension des Apostolats soll eine eigene Studie gewidmet werden.
- ¹⁵ „C'est lui qui, pour moi, a fait exploser l'Évangéle“ – Brief vom 11. 7. 1956, zit. n. Schleizer I, 119.
- ¹⁶ Gebet 17 f.
- ¹⁷ NK 56.
- ¹⁸ Zit. n. Schleizer I, 105.
- ¹⁹ Die Liebe ist unteilbar, Freiburg ²2002, 41, zit. als Liebe, übers. v. Schleizer I, 104 f.
- ²⁰ Ebd. 47.
- ²¹ Frei 14.
- ²² Ebd. 20.
- ²³ NK 237.
- ²⁴ Frei 14.
- ²⁵ NK 97.
- ²⁶ Frei 33f. Zum Einfluss der Schriften Charles de Foucaulds, die um 1930 erschienen sind vgl. Schleizer I, 124–126.
- ²⁷ Zit. n. Boehme I, 49. Vgl. zum Thema „Kirche“ auch die zahlreichen Artikel Delbrêls, die ihre Liebe zur Kirche zum Ausdruck bringen, NK 71–130; 1952 weilte sie zu einem „Blitzbesuch“ in Rom, um am Grab des hl. Petrus im Anliegen der Arbeiterpriester zu beten; zu ihrem Kirchenverständnis Boehme I, 221–279.
- ²⁸ Erst geraume Zeit nach ihrem Tod, am 16. Juli 1987, lässt sich die Gemeinschaft von Bischof Fréteillère von Créteil als „Private Vereinigung von Gläubigen“ („pia unio“), anerkennen, Schleizer I, 202, Anm. 231; vgl. ebd. 134–242 sowie Boehme I, 48–73 zu Entwicklung und Status der Gemeinschaft, ihrem Streben nach Unabhängigkeit und ihrer Zuordnung zu zeitgenössischen Gruppen wie der „Mission de France“.
- ²⁹ M. D. musste sich mit dem sog. „Kommunistendekret“ v. 1.7.49 auseinandersetzen, die Kirche sei vor dem Kommunismus als Gefahr für den Glauben zu schützen, vgl. Auftrag 13.
- ³⁰ „Atheistische Umwelt als günstige Voraussetzung für unsere eigene Bekehrung“ lautet das Thema des letzten Vortrages am 16. 9. 1964 vor Studenten, vgl. Anm. 4; vgl. zur Thematik auch den Vortrag 1961 vor der katholischen Studentengemeinde in Paris mit konkreten Hinweisen: „Unsere Zeit als Zeit unseres Glaubens“, bes. den Abschnitt: „Glauben heißt reden“, in: NK 201–213, bes. 210–213 und zahlreiche weitere Texte, die vom Auftrag zur Mission, Evangelisierung, zum Apostolat durchdrungen sind, u. a. NK 92–104; 178–186; 214–232; Gebet 97–110. In dem viel beachteten Brief, den die französischen Bischöfe 1996 mit dem Thema: „Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft „an die Katholiken Frankreichs“ richteten, wird ausdrücklich auf M. Delbrêl hingewiesen (als Stimmen der Weltkirche 37, am 11. 6. 2000 v. der Deutschen Bischofskonferenz hg., 82 f); es wäre lohnend dieser Thematik bei M. Delbrêl ausführlich nach zu gehen.
- ³¹ „Atheismus und Glaubensverkündigung“, 1962 als Information für das 2. Vatikanische Konzil zum Experiment der franz. Arbeiterpriester verfasst, das 1959 von Rom verboten, 1965 auf dem Konzil rehabilitiert wurde (vgl. Presbyterorum Ordinis 8), NK 233–254, bes. 233 Anm. 1 mit einer ungeheuer aktuellen Analyse der Situation: An die Stelle Gottes tritt die Schöpfung selbst, vor allem der Mensch mit seinen wissenschaftlichen und technischen Möglichkeiten, mit denen er selbst zum Schöpfer werden kann und will.
- ³² NK 234–238; auch: „Naturalisierung des Glaubens“, ebd. 234.
- ³³ NK 261.
- ³⁴ NK 245; übers. von Verf.

- ³⁵ NK 205f; vgl. auch die in Anm. 29 genannten Vorträge.
- ³⁶ „Der Glaube ist der zeitliche Einsatz der Liebe Gottes zur Welt, der Einsatz des Ewigen Lebens in der Zeit“, NK 207.
- ³⁷ NK 203.
- ³⁸ Frei 14.
- ³⁹ NK 205f.
- ⁴⁰ Gebet 109f.
- ⁴¹ Auftrag 185f.
- ⁴² NK 252f.
- ⁴³ Vgl. Anm. 16.
- ⁴⁴ Aus ihrer Erfahrung der Bekehrung heraus scheint sie besonders dazu vorbereitet, ihren Glauben gerade unter Nichtglaubenden zu leben. Sie hat selber die qualvollen Abgründe der Seele eines ungläubigen Menschen erfahren, unvorstellbare Ängste, die in einer tiefen Einsamkeit wurzeln, vor der der „Gläubige, auch der Schwache, bewahrt bleibt: Der Ungläubige kennt die Einsamkeit im Reinzustand, eine unmenschliche Einsamkeit. Er ist der Beziehung beraubt, die am allerwesentlichsten zu ihm gehört“, der Beziehung des Geschöpfes zu seinem Schöpfer, durch die es fähig ist – ob bewusst oder unbewusst – auch Unerklärliches und deshalb bedrohlich Erscheinendes in die weise Führung Gottes einzuordnen. Daraus resultiert ein wesentlicher Unterschied zwischen der Denkart eines Glaubenden und eines Nicht-Glaubenden, und wir „stehen... oft wie ratlos vor seiner Mentalität, zu der wir keinen Zugang haben. Ein Konvertit ist sich dieser Unterschiede bewusst. Seine Bekehrung zeichnet ein ‚Vorher‘ und ein ‚Nachher‘, weil er vom Tod zum Leben übergegangen, weil alles, was einst sein Leben ausmachte, gleichsam dem Tod entrissen worden ist“, NK 173.
- ⁴⁵ NK 237.
- ⁴⁶ Liebe 48.
- ⁴⁷ Gebet 63.
- ⁴⁸ NK 61.
- ⁴⁹ NK 53.
- ⁵⁰ Gebet 61.
- ⁵¹ M. Delbrêl: Der kleine Mönch. Freiburg 1981, 92, 2004 als Kurzfassung neu herausgegeben. Mit feinsinnigem Humor werden in der Figur des „Kleinen Mönchs“ die reichen Erfahrungen im Bemühen um christliches Leben im Alltag zur Sprache gebracht: „Er ist in jedem von uns der einfache Christ. Er ist in jedem von uns die ungeduldige Liebe, die Gott da sucht, wo ihn der Glaube findet, wo aber das tägliche Leben ihn verbirgt“ (ebd. 49).
- ⁵² Gebet 84.
- ⁵³ Mönch 70.
- ⁵⁴ Gebet 81.
- ⁵⁵ Gebet 79.
- ⁵⁶ Gebet 56.

Werner Höbsch

Einige Thesen zum Interreligiösen Dialog

Globalisierung, moderne Kommunikationstechnologie und Migrationsbewegungen, um nur einige Gründe zu nennen, sorgen für wachsende Präsenz unterschiedlicher Kulturen und Religionen in einer Gesellschaft – weltweit und regional. Der interreligiöse Dialog ist das Gebot der Stunde. Allerdings werden mit dem Begriff „Dialog“ viele, mitunter sich widersprechende Erwartungen verbunden. Die einen wissen schon im Voraus, dass der Dialog ins Leere zielt und bestenfalls eine „Alibifunktion“ übernimmt, andere sehen in jeder interreligiösen Begegnung das Wehen des Geistes und die Lösung aller Spannungen und Konflikte zwischen den Kulturen. Nüchternheit, Geduld und Standhaftigkeit sind im interreligiösen Dialog angezeigt, aber auch einige Klarstellungen.

Der interreligiöse Dialog findet immer in konkreten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen statt, die ihre Auswirkungen auf das Dialoggeschehen haben. Globale und lokale Ereignisse finden in ihm ihren unmittelbaren Niederschlag. So berühren z. B. jede publizierte Äußerung eines islamischen Gelehrten in der Welt und jede Gewalttat eines religiösen Fanatikers die Veranstaltungen zum Dialog in Neuwied, Mekkenheim oder Idar-Oberstein. Die Nachrichten über solche Ereignisse führen zu Nachfragen, denen sich die im Dialog Engagierten zu stellen haben.

Aber: Wann soll denn der Dialog geführt werden und sich bewähren, wenn nicht in Krisenzeiten und angesichts von Schwierigkeiten?!

1. Das Ziel des interreligiösen Dialogs

1.1 Das Ziel des interreligiösen Dialogs ist strikt von dem des ökumenischen Dialogs unterschieden: Ist das Bestreben der Ökumene auf die Einheit im Glauben ausgerichtet, so gilt diese Zielsetzung nicht für den interreligiösen Dialog. Weder eine Welteinheitsreligion noch ein Synkretismus werden im Dialog angestrebt. Auch wenn Gemeinsamkeiten entdeckt und herausgestellt werden, dürfen die Unterschiede nicht unter den Tisch fallen.

1.2 Dialog und Bekenntnis stehen sich nicht antagonistisch gegenüber, sondern gehören aus christlicher Sicht zusammen. Der interreligiöse Dialog hebt nicht die Wahrheit des Glaubens auf, sondern basiert auf ihr. Nicht die Verwurzelung in der Wahrheit des Glaubens, sondern seine Nivellierung führt den interreligiösen Dialog in Aporien. Wenn alles gleich gültig ist, ist der Dialog am Ende oder entwickelt sich zu einem belanglosen Plausch. Der Dialog tritt nicht an die Stelle des Glaubens, sondern setzt diesen voraus. Ohne Beheimatung im eigenen Glauben und in der eigenen Tradition ist ein interreligiöser Dialog nicht möglich.

1.3 Selbstverständliche Ziele des interreligiösen Dialoges sind: Kennenlernen des Glaubenswissens und der Glaubenspraxis anderer Religionen, Abbauen von Vorurteilen, Verstehen, Akzeptieren und Respektieren des Anderen, Felder gemeinsamen Handelns auf der Basis gemeinsamer Wertüberzeugungen entdecken, an der Gestaltung einer friedlichen Zukunft gemeinsam arbeiten.

2. Interreligiöser Dialog als Verkündigung

2.1 Der Dialog selbst ist Verkündigung, Verkündigung des Gottes, der den Dialog

mit den Menschen immer wieder gesucht hat und auch heute sucht. Dialog und Verkündigung sind keine Gegensätze, sondern bedingen sich gegenseitig, beide sind „authentische Elemente des kirchlichen Evangelisierungsauftrags“.¹

2.2 Der interreligiöse Dialog setzt ein Nachdenken über die anderen Religionen und eine Theologie der Religionen voraus.² Er ist aus christlicher Sicht keine Religionskunde, sondern benennt den positiven Ort anderer Religionen in heilsgeschichtlicher Sicht.

2.3 Der eigene Glaube und die eigene Tradition, aber ebenso der Respekt vor dem Glauben des anderen und seiner Tradition verbieten es, voreilig Gleichheitszeichen im interreligiösen Dialog zu setzen. Diese Anerkennung der Differenz ist die Stärke, nicht die Schwäche des Dialogs.

3. Die Eigenart des interreligiösen Dialogs

3.1 Der interreligiöse Dialog muss seine Grenzen kennen und akzeptieren. Erst in deren Anerkennung werden seine Möglichkeiten offenkundig. Der interreligiöse Dialog darf sich nicht überschätzen, er kann nicht alle Probleme im Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Herkunft lösen. Er ist kein Instrument der Politik und darf sich nicht politisch instrumentalisieren lassen. Wohl kann er einen wichtigen und nicht zu unterschätzenden Beitrag zum gegenseitigen Verständnis leisten und damit zum friedlichen Miteinander beitragen.

Allerdings schwebt der interreligiöse Dialog auch nicht zeitlos über den Angelegenheiten der Politik und des alltäglichen Lebens. Er ist im „vopolitischen Raum“ angesiedelt, aber deshalb nicht unpolitisch.

3.2 Aufgabe des Dialoges ist nicht, den Anderen über seine Religion zu belehren. Der Dialog beginnt mit dem Hören, dem

gegenseitigen Hören. Als Christ möchte ich von einem Andersgläubigen nicht über angebliche Verfälschungen der Bibel belehrt werden; werde aber auch einen Andersgläubigen nicht über das Verständnis seiner heiligen Schrift oder Tradition aufklären wollen.

Im interreligiösen Dialog werden keine Noten in Religion verteilt und es steht nicht zur Debatte, wer guter und wer schlechter Gläubiger ist. Zu den Aufgaben des Dialoges gehört es, Fragen zu stellen – selbstverständlich gegenseitig und kritisch. Feinde des Dialoges sind nicht kritisches Befragen und Auseinandersetzung, sondern Gewalt und Zwang.

3.3 Eine gute dialogische Beziehung erweist sich darin, dass sie Streit verträgt.

4. Interreligiöser Dialog und das Interesse am Anderen

4.1 Ein interreligiöser Dialog, der diese Bezeichnung verdient, ist keine Strategie, um Unfälle zu vermeiden. Er ist auch kein Unternehmen mit bilateralen oder multilateralen Verhandlungen zur Sicherung der eigenen Grenzen, sondern zuerst Begegnung. Der interreligiöse Dialog beginnt mit dem Interesse am Anderen. Interesse bedeutet: Der Andere wird mir zur Frage und ich werde dem Anderen zur Frage. Auch hier gilt das Wort des israelischen Aphoristikers Elazar Benyoetz: „Im Dialog antwortet man nicht auf Fragen, sondern Fragenden.“

4.2 In der Begegnung mit dem Fremden wird nicht nur das Fremde, sondern auch das Eigene zur Frage. Die Begegnung mit dem Anderen führt zu einer Vergewisserung des Eigenen.

4.3 Die Bedingungen und Strukturen, die Vorgehensweisen und Themen im interreligiösen Dialog sind planbar, nicht aber die Ergebnisse. Der offene und ehrliche Dialog verändert – alle Beteiligten. Und er bereichert alle.

4.4 Aber: Wer sich auf den Dialog einlässt – gerade auch auf den interreligiösen – kann enttäuscht werden. Aber das ist kein Grund nicht (wieder) zu beginnen.

5. Arten und Ebenen des interreligiösen Dialogs

5.1 Es sind Arten und Ebenen des interreligiösen Dialogs zu beachten und zu unterscheiden. Das Dokument „Dialog und Verkündigung“ nennt vier Arten³: den Dialog des Lebens, in dem Menschen, die Tür an Tür wohnen, ihre Sorgen und Nöte teilen und sich im Alltag begegnen; den Dialog des Handelns, in dem Christen und Nichtchristen gemeinsam für das Wohl der Menschen handeln; den Dialog des theologischen Austausches, in dem sich meist Spezialisten über die Inhalte ihres jeweiligen religiösen Erbes austauschen; den Dialog der religiösen Erfahrung, in dem Menschen ihre geistlichen Erfahrungen und ihren spirituellen Reichtum teilen.

5.2 Der interreligiöse Dialog darf nicht auf die akademische Ebene und auf das Expertengespräch begrenzt bleiben, sondern muss geerdet werden. Diese Erdung erfolgt im Dialog des Lebens, der in der aktuellen Situation so notwendig wie schwierig ist. Der „Dialog des Lebens“ beginnt nicht bei theologischen Fragen, sondern bei der alltäglichen Begegnung von Menschen unterschiedlicher religiöser Beheimatung. Er beginnt da, wo Menschen ihre Freude und Hoffnung, ihre Trauer und Angst im Alltäglichen teilen. Vielleicht ist die Bezeichnung „Dialog“ zu hoch gegriffen und es sollte in diesem Zusammenhang von Begegnung gesprochen werden.

5.3 Neben den Akademien muss es gelingen, Orte der Begegnung und des Dialoges an der Basis zu entdecken. Kindergärten und Schulen, Universitäten und Stadtviertel können solche Orte sein. Wertvorstellungen und Erziehungsziele, Fragen des Menschenbildes und des Verständnisses von Gesellschaft sind wichtige Themen.

6. Zur Spiritualität des interreligiösen Dialogs

6.1 Der interreligiöse Dialog lebt in christlicher Sicht aus der Spiritualität dieses Dialogs. Seine tiefste Begründung und Verwurzelung findet er im dreifaltigen Gott. Das christliche Bekenntnis des trinitarischen Gottes schließt das Bekenntnis zu Gottes dialogischer Existenz ein.

6.2 Der Dialog ist nicht nur ein Gespräch, das exzellentes Wissen um die eigene und die fremde Religion sowie hohe Sensibilität für die Dialogpartner verlangt, sondern auch ein geistliches Geschehen, das vom Gebet und der Fürbitte getragen werden will. Der Dialog selbst muss, wenn er fruchtbar werden soll, zu einem geistlichen Prozess werden. „Es soll daran erinnert werden, dass der Beitrag der Kirche zum Dialog nicht vom Erfolg abhängt, was das gegenseitige Verständnis und die gegenseitige Bereicherung angeht; vielmehr entspringt er der göttlichen Initiative, mit der Menschheit in Dialog zu treten, und dem Beispiel Jesu Christi, dessen Leben, Tod und Auferstehung dem Dialog seinen letztgültigen Ausdruck verliehen hat.“⁴

6.3 Der interreligiöse Dialog als spirituelles Geschehen öffnet die Beteiligten nicht nur füreinander, sondern auf Gott hin, auf sein Wirken und seine Wahrheit, die aus christlicher Sicht auch im Glauben anderer Religionen ansichtig wird. Deshalb beschränkt sich der interreligiöse Dialog nicht auf Mitteilungen, sondern lädt zum Teilen von religiösen Erfahrungen ein.

6.4 Trotz aller Schwierigkeiten: Für die Kirche gibt es keine Alternative zum Dialog! „Der interreligiöse Dialog hat es der Kirche ermöglicht, die Werte des Evangeliums mit anderen Menschen zu teilen. Daher wird die Kirche ihren Einsatz im Dialog allen Schwierigkeiten zum Trotz unwiderruflich aufrechterhalten.“⁵

Anmerkungen:

- ¹ Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog/ Kongregation für die Evangelisierung der Völker: Dialog und Verkündigung. Überlegungen und Orientierungen zum Interreligiösen Dialog und zur Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi, 19. Mai 1991 (Verlautbarung des Heiligen Stuhls Nr. 102), Hrsg: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1991.
- ² Vgl. zu diesem Themenbereich: Enzyklika REDemptoris MISSIO Seiner Heiligkeit Papst Johannes Paul II. Über die fortdauernde Gültigkeit des missionarischen Auftrages, 7. Dezember 1990 (Verlautbarung des Apostolischen Stuhls Nr. 100), Hrsg: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1990; Dialog und Verkündigung, aaO; Internationale Theologenkommision: Das Christentum und die Religionen, 30. September 1996 (Arbeitshilfen Nr. 136), Hrsg: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1996; Kongregation für die Glaubenslehre: Erklärung DOMINUS IESUS. Über die Einzigkeit und Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche, 6. August 2000, Hrsg: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2000.
- ³ Vgl. Dialog und Verkündigung, aaO 42. Dieses Dokument greift in diesem Punkt zurück auf: Sekretariat für die Nichtchristen: Dialog und Mission. Gedanken und Weisungen über die Haltung der Kirche gegenüber den Anhängern anderer Religionen. In: O.R. dt., 14, 1984, 34/35, 10f.
- ⁴ Dialog und Verkündigung, aaO 53.
- ⁵ AaO 54.

Thomas Kroll

„Der Herr ist mein Licht und mein Heil“

Gebete im dunklen Kinoraum¹

„Im Kino gewesen. Geweint.“² (F. Kafka) Dieses Zitat ist hinlänglich bekannt. „Im Kino gewesen. Gebetet.“³ (M. Graff) Das klingt schon ungewöhnlicher. Zugegeben, bisweilen vergeht einem im dunklen Saal buchstäblich Hören und Sehen. Dann bleibt nur Zeit für Stoßgebete – auf der Leinwand wie im Kinoraum. „Oh, mein Gott!“ Mitunter aber öffnet und schärft ein Film die Sinne mit bewegten Bildern und bewegenden Geschichten derart, dass einem der Atem stockt. Dann mag ein Gebet schon begonnen haben.

Im Kino gewesen. Gebete erlebt? Gewiss, das Kino ist kein Ort der Katechese, doch verschließt es sich nicht der Darstellung religiöser Praxis. Sowohl populäre als auch künstlerisch ambitionierte Filme zitieren Gebete, lassen Betende auf der Leinwand zu Wort kommen und führen deren Zwiesprache mit Gott vor Augen.

Im Folgenden werden einige Beispiele, zumeist Sequenzen aus Spielfilmen, angeführt. Die meisten der genannten Filme können als Videos oder DVDs in katholischen Medienzentralen entliehen werden, um in der Pastoral, in der Erwachsenenbildung oder im Religionsunterricht zum Einsatz zu kommen. Bis der Film „In deinen Händen“, der zuerst und ausführlicher vorgestellt wird, in Videotheken und Medienzentralen auszuliehen ist, wird noch einige Zeit vergehen; der dänische Spielfilm ist aktuell in den deutschen Kinos zu sehen.⁴

„Lehre mich beten“, bittet eine junge Frau die nahezu gleichaltrige Gefängnisseelsorgerin. Sternstunde der Pastoral! Keine Erklärungen vorweg, keine großen Worte drumherum. Die Angesprochene geht sogleich in medias res. Anna schlägt Kate vor, ihr nachzusprechen: „Vater unser ...“ Zeile für Zeile, Bitte um Bitte. „Und führe uns nicht in Versuchung“ – diese Worte gehen Anna nicht mehr von den Lippen; sie ist bei sich selbst und ihrem Problem angekommen. Die Worte Jesu bringen es auf den Punkt.

Zum Hintergrund: Zu Beginn von Annette K. Olesens Dogma-Film „In deinen Händen“ erhält Anna das Angebot, einen erkrankten, älteren Pfarrer zu vertreten – im Frauengefängnis. Während die etwa Dreißigjährige die kargen Kirchenräume aufmöbelt und sich Gedanken macht, wie man den Inhaftierten wieder Gottvertrauen beibringen könnte, lernt die etwa gleichaltrige Kate, die aus einem anderen Gefängnis verlegt wurde, die Machtverhältnisse in ihrer neuen Umgebung kennen. Kate, so wird man später erfahren, war drogensüchtig und hat ihr Baby während eines Drogentrips verdursten lassen. Gerüchten zufolge besitzt sie übersinnliche Kräfte. Nicht genug: Nachdem Kate einer Mitgefangenen die Hände aufgelegt hat, ist Marion, eine Heroinsüchtige, fortan *clean*. Das bringt neben Anerkennung auch Konflikte mit sich. Jossi, die dominante Drogendealerin sieht ihre Felle schwimmen und wehrt sich.

Anna, scheinbar unfruchtbar, wird indes schwanger. Eben das hatte Kate bei ihrer ersten Begegnung mit der Pastorin vorausgesagt. Das Glück ist groß, währt aber nicht lange. Die Fruchtwasseruntersuchung „signalisiert eine Chromosomen-Anomalie, die mit zehnprozentiger Wahrscheinlichkeit zu einer Behinderung des Kindes führt. Anna und ihr Mann quälen sich mit der Frage, ob sie die Schwangerschaft fortsetzen oder den Fötus abtreiben sollen.“⁶ Eine schwere Belastung, auch für die Beziehung. Mehrmals konsultieren die Partner den Arzt, von dem sie Rat, wenn nicht gar die Abnahme der

Entscheidung erwarten. In ihrer Not erinnert sich Anna an Kates heilende Hände. Sie weiß aber auch um die (Ab-)Gründe, die Kate ins Gefängnis gebracht haben. Kann sie ihr vertrauen?

Die Frische der Dogma-Inszenierung und die Subplots, hier nicht weiter entfaltet, lassen weder Langeweile aufkommen noch den Eindruck, man wohne einer spröden, von kirchlicher Seite geförderten Fortbildung in Sachen Theologischer Ethik oder Praktischer Theologie bei. Im Gegenteil. Zwar gab es bei der Berlinale Zuschauer, die dem Film seinen Schluss vorhielten, als wäre es die Aufgabe des Kinos, jenen Trost zu spenden, den Anna nicht findet. Doch wird man dem aus Sicht der Theologie mit Andreas Kilb entgegenhalten: „Tatsächlich kann man sich bei Annette Olesen keinen netten Abend machen, aber dafür wird man hier mit einer Heftigkeit in den Tumult des Lebens geworfen, die angesichts der handelsüblichen Trostprogramme etwas Befreiendes hat.“⁷ Da mag sich so mancher Sonntagsprediger eine Scheibe abschneiden!

Olesens Film legt zum einen die Not und die Ratlosigkeit offen, die Paare befällt, wird diesen erklärt, dass der lang ersehnte Nachwuchs einen Chromosomendefekt aufweist, der mit relativer Sicherheit zu Missbildungen und Behinderungen führt. Was dann? Wer hat das Sagen, die Argumente, wer die Autorität zu entscheiden? Welche Werte gilt es zu beachten? Welchem Trend ist zu folgen oder zu widerstehen? Welches Menschenbild, welches Gottesbild ist leitend?

Zum anderen verdeutlicht der Film, Kinotip der katholischen Filmkritik, das Ringen einer jungen Frau, die nach dem theologischen Examen erste Praxiserfahrungen sammelt. Da geht so manches schief. Die Fähigkeit, beim Studienabschluss die für das Seelsorgegespräch erforderlichen Grundhaltungen rezitieren zu können, ist immer noch etwas anderes als die Kompetenz, einen Menschen in (seelischer) Not begleiten zu können, ohne dabei in die „Lügen der Tröster“⁸ einzustimmen. Auch aus diesem Grunde sind „In deinen Händen“ viele Zuschauer und Zuschauerinnen zu wünschen, nicht nur

junge Kapläne und angehende Gemeindereferentinnen. Warum nicht mit den Kollegen und Kolleginnen der Dekanatskonferenz einen Ausflug ins Kino unternehmen?

Zurück zum Gebet: Der Film macht es sich und dem Kinopublikum nicht leicht – weder beim Finale noch während der angesprochenen Vater-unser-Sequenz. „Lehre mich beten!“ Was nun? Wie reagieren? Ist Annas Reaktion angemessen? Bei Kindern allemal, aber bei Erwachsenen? Die Fragen gehen ins Zentrum des Glaubens, der Glaubenskommunikation – und richten sich nicht nur an die Filmfigur. „Dein Wille geschehe!“ Die zweite Bitte des *Vater unser* geht Anna noch flüssig von den Lippen. Doch vor der sechsten Bitte verschlägt es der Seelsorgerin die Sprache. Anna spürt die existentielle Herausforderung, die spirituelle Krise zutiefst. Ebenso das Kinopublikum. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Selten hat man das *Vater unser* so lebensnah auf der Leinwand erlebt wie in diesem Dogma-Film. Wie die besten Bergman-Filme reißt „In deinen Händen“ einen Abgrund auf, „der bis in die Tiefe der menschlichen Existenz reicht – den Abgrund zwischen Glauben und Zweifel, Wissen und Vertrauen.“⁹ (A. Kilb) Es ist der Ort, an dem Schmerz, Verzweiflung und Klage ihren Ausgang nehmen – mitunter auch das schweigende, verstummende Gebet.

„In Deinen Händen“, so die Regisseurin bei der Berlinale, sei ein Film über den fehlenden Mut oder die erforderliche Kühnheit, sein Leben in die Hände eines anderen zu legen. Um letzteres geht es auch beim Gebet. Es geht um „das Sich-Einlassen des Menschen auf die Transzendenz seines eigenen Wesens“¹⁰ (K. Rahner), die – kurz gesagt – in Akten des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zum Ausdruck kommt.¹¹ Glücklicherweise, wen das Kino erfahren lässt, was Theologen in Lexikonartikeln ebenso abstrakt wie prägnant auf den Begriff bringen.¹²

Bitten, klagen, danken, staunen

Formen und Inhalte des Betens sind von jeher vielfältig. Wer etwa das Buch der Psal-

men durchblättert, erkennt in den Gebetstexten eine große Bandbreite an Gefühlen, Reaktionsweisen und Beziehungsmustern. Artikuliert werden Angst, Dankbarkeit und Staunen, Freude und Leid; man spart weder mit Bitten und Wünschen noch mit Flüchen und Klagen – wie im Kino. Dort schreit der „Bad Lieutenant“¹³ vor dem halluzinierten Christus all seinen Ärger, seine Wut, aber auch seinen Schmerz heraus: „Hast Du mir irgendwas, irgendwas zu sagen, Scheißer? ... Wo, zur Hölle, warst Du? ... Ich habe so viel Böses getan. ... Ich bitte Dich, hilf mir! ... Vergib mir!“

In Theodor Angelopoulos' Film „Landschaft im Nebel“, säkulare Mystagogie par excellence, machen sich zwei Kinder auf die Suche nach ihrem unbekanntem Vater. Mitunter notieren sie ihre Gedanken, tastenden Gebeten gleich. Dann vernimmt man aus dem Off: „Lieber Vater, wir schreiben Dir, weil wir uns entschlossen haben, Dich zu finden. Wir haben Dich nie gesehen, und Du fehlst uns. Wir sprechen immer von Dir ... Lieber Vater, wie konnten wir so lange warten? Wir reisen wie ein Blatt, das im Wind treibt. Was für eine komische Welt? Koffer, eiskalte Bahnhöfe, Worte und Gesten, die man nicht versteht, und die Nacht, die uns erschreckt.“

Zu den großen Beterinnen im Kino zählt Bess McNeill. In einem Dorf an der nord-schottischen Küste breitet die unbedarfte Frau vor Gott ihr Leben aus, ihre Liebe, ihre Sehnsucht, ihren Schmerz. Nie ist in den letzten Jahren im Kino so oft und so innig gebetet worden wie in „Breaking the Waves“.¹⁴ So sehr ist in Lars von Triers Film das Gebet integriert in die Persönlichkeit der Protagonistin, „so sehr ist es der Nucleus ihres Handelns und Erleidens, dass man ihr ihren Glauben – einfach glaubt.“¹⁵ (H. W. Dannowski) Bleibt Gott in den meisten Filmen stumm, sind in „Breaking the Waves“ dessen Antworten zu vernehmen – aus Bess' Mund mit einer tiefgelegten Stimme. Was an Zwiegesprächen zu hören ist, mag nicht nur Wohlgefallen und Zustimmung auslösen; transaktionsanalytisch betrachtet sind vor allem Bess' Kind-Ich und Eltern-Ich an

den Dialogen beteiligt. Anders gewendet: „Breaking the Waves“ liefert reichlich Gesprächs- und Diskussionsstoff im Hinblick auf Glauben, Gebet und Gottesbild. Was ist das für ein Gott, der da zu Wort kommt? Welche Gottesvorstellung, was für eine Beziehung kommt in Bess' Worten zum Vorschein. Wer mehr Zeit hat und sich nicht auf die eine oder andere Sequenz beschränken muss, mag den gesamten Film mit Gewinn betrachten. Er führt Lieben und Dasein für andere, Danken und Feiern, ebenso Glauben und Zweifeln, Leiden und Hoffen, kurzum: die Spannweite und Ambivalenz dieser Grundmuster des Christlichen eindrücklich vor Augen.

Wer sein Leben vor Gott in Sprache bringt, betet – ganz gleich, was zum Ausdruck kommt, Zorn oder Zuneigung, bedachte oder unbedachte Worte, Sprachlosigkeit oder Schweigen. Antonia Birds Film „Der Priester“¹⁶ gibt ein beredtes Zeugnis. „Ich sitze in meinem Zimmer schweißgebadet, ich flehe ihn um Hilfe an ... Da ist mein Getsemani“, gesteht Father Greg einem älteren Kollegen. Der junge Priester weiß um den sexuellen Missbrauch Lisas durch ihren Vater, muss aber das Beichtgeheimnis wahren. Wenig später spricht er vor dem Gekreuzigten Klartext: „Tu doch was! Häng nicht einfach so da rum, du nutzloser, selbstgefälliger Bastard. Tu was! ... Ein vierzehnjähriges Mädchen, würdest Du sie vielleicht leiden lassen? Du würdest sagen: Dieses Mädchen bin ich. All das Leid dieser Welt wird durch sie verkörpert. ... Du würdest Dich einen Scheißdreck kümmern um die Kirche, ihre Regeln, ihre Vorschriften ...“ Dreimal betet der Priester das *Vater unser*. Die Parallelmontage zeigt, wie Lisas Mutter den Missbrauch aufdeckt. „Dein Wille geschehe ... Und erlöse uns von dem Bösen.“ Father Gregs Gebet wird allem Anschein nach erhört.

Not lehrt beten

In ausweglosen Situationen, in größter Gefahr hilft oft ein Gebet. Das populäre

Kino macht sich die volkstümliche Devise gern und häufig zunutze und spendet darüber hinaus den Trost der stimmigen Form. Erstes Beispiel: „Lola rennt“, Tom Tykwers filmisches Triptychon.¹⁷ Bei ihrer dritten Runde läuft die Titelfigur zeitweise wie in Trance und spricht ein kurzes Gebet: „Komm schon! Hilf mir! Bitte! Nur dieses eine Mal. Ich lauf einfach weiter. Okay? Ich warte ... Ich warte.“ Lola läuft weiter, beinahe vor einen Laster, dann ins Casino. Eine Reihe unglaublicher Zufälle folgt – bis zum glücklichen Finale.

Zweites Beispiel: „Der Herr der Ringe – Die Gefährten“, erster Teil der großen Ring-Trilogie von Peter Jackson. Der bildgewaltige Fantasyfilm basiert auf J. R. R. Tolkiens gleichnamigen Klassiker und erzielte beim Publikum riesige Resonanz. Der knapp dreistündige Film entlässt seine Zuschauer mit großer Ungewissheit und Spannung. Wie wird die beschwerliche, abenteuerliche Reise des Helden weitergehen, der etliche Gefahren zu überstehen hat? Wichtiger noch: Wird der Protagonist der Macht des Bösen, die den Ring wiederzuerlangen trachtet, auf Dauer widerstehen können, zumal er wichtige Begleiter verloren hat, allen voran seinen Freund, den Zauberer Gandalf? Seinerzeit mussten die Zuschauerinnen und Zuschauer ein Jahr lang auf die Fortsetzung warten. Da mochte es tröstlich und hilfreich sein, dass während des Abspanns aus dem Munde von Enya, einer nicht nur in Esoterikkreisen bekannten Sängerin, ein Segensgebet erklang: „May it be an evening star / Shines down upon you / May it be when darkness falls / Your heart will be true ... May it be shadows call / Will fly away / May it be your journey on / To light the day / When the night is overcome / You may rise to find the sun ... Believe and you will find your way ...“

Drittes Beispiel: „Pale Rider – Der namenlose Reiter“, Clint Eastwoods von biblischen Motiven durchsetzter Western.¹⁸ Anfangs zerstören Reiter eine Siedlung und töten den Hund einer jungen Frau. Nach dessen Beerdigung sucht Megan Wheeler Zuflucht im Gebet: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln – aber Incey vermiss ich. Er

föhret mich zum frischen Wasser; er erquicket meine Seele – aber sie haben meinen Hund getötet.“ Vers um Vers ergänzt die junge Frau die Worte des 23. Psalms mit ihren eigenen. „Auch wenn ich wandere im tiefen Tal des Todes, fürchte ich nichts Böses – aber ich habe Angst. Doch Du bist bei mir. Dein Stecken und Stab werden mich leiten – wir brauchen ein Wunder. Deine barmherzige Liebe und Güte wird mich begleiten, solange ich lebe – wenn es dich gibt. Und ich werde wohnen im Hause des Herrn in Ewigkeit – aber zuerst möchte ich dieses Leben leben; wenn Du uns nicht hilfst, gehen wir alle zugrunde, bitte, nur ein Wunder. Amen.“ Tradition und Situation, Trost und Schmerz, Glauben und Bitten verschmelzen in Megans Gebet. Eastwoods Inszenierung unterstreicht diesen Aspekt, indem er mit Hilfe von Überblendungen sowohl die junge Frau am Grab zeigt als auch einen Reiter, der von den Bergen herabkommt. Kurzum: Hilfe naht. Anders gewendet: Bitte und Zuversicht gewinnen einen Ausdruck – nicht nur im Gebet.

Provokanter dagegen, weil ambivalenter, der Rückgriff auf Psalmverse im Kunstkino, etwa in „City of God“.¹⁹ Am Anfang von Fernando Meirelles' Film steht die Geschichte der ‚Wild Angels‘. Ein Blutbad zieht das Ende des kriminellen Trios nach sich. „Marreco, ich hatte 'ne Vision ... Ich steig aus ... Ich kehr zum Glauben zurück.“ Dann humpelt Alicate davon. Seelenruhig bewegt er sich durch die titelgebende Vorstadt. Parallel ertönt der 91. Psalm aus dem Off: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt ... Denn er errettet dich vom Strick des Jägers ...“ Plötzlich sieht Alicate zwei Polizisten vor sich: „Stehen bleiben, Du Scheißker.“ Der jugendliche Gangster bleibt gelassen, setzt seinen Weg fort. „Hände hoch, na los!“ Ein junger Mann, der Alicate mit geringem Abstand folgt, wird nervös, dreht sich um und rennt davon. Die Polizisten folgen ihm. Ihre Schüsse übertönen die folgenden Psalmworte. Schließlich hört man: „Wenn auch tausend fallen zu Deiner Seite, zehntausend zu Deiner Rechten, so

wird es doch dich nicht treffen.“ Alicate kommt heil davon.

Einerseits wirkt das zitierte Gebet wie ein zweischneidiger, wenn nicht gar zynischer Kommentar angesichts der Polizisten, die die Taschen des Getöteten durchsuchen, dessen Unschuld feststellen und den Mord vertuschen. Andererseits illustriert die Sequenz – wider alle weltliche Logik, wider alle Gerechtigkeit? – die theologische Spitze der ersten beiden Psalmverse. Erich Zenger übersetzt den Beginn des 91. Psalms: „Es wohnt im Schutz des Höchsten ..., im Schatten des Allmächtigen ... nächtigt, wer zu JHWH sagt: ‚Meine Zuflucht und meine Burg bist du, mein Gott, auf den ich vertraue!‘“²⁰ Der zitierte Grund-Satz, so Zenger in seiner Auslegung, bedeutet: „Wo immer sich ein Mensch auch befindet, sofern er sich dem Schutz JHWHs als seines Gottes anheim stellt, kann er gewiss sein, dass sich JHWH ihm als schützendes und rettendes Haus erweist. Wer sich an *diesen* Gott hält, der wird von ihm gehalten.“²¹ Eben das unterstreicht im Film der lapidare Schlusskommentar der Sequenz: „Alicate hatte sein Schicksal in die Hände Gottes gelegt.“

Das Kino als Gebetsschule?

Wie beten? Vom sog. Eröffnungsgebet in „Matrix Reloaded“ kann man nichts lernen. Was dabei zur Sprache kommt, erinnert an Parteitage, Selbstbespiegelung ohne jeglichen transzendenten Bezug. Schon eher hält „Bruce Allmächtig“²² einen Tip bereit, wengleich Tom Shadyacs Film über einen Fernsehreporter, den Gott für die Dauer einer Woche mit seinen Gaben ausstattet, laut Stellungnahme der Katholischen Filmkommission für Deutschland eine „mäßig originelle, sich zugleich hochmoralisch gebende Komödie [darstellt], die dem Thema weder Tiefgang noch überzeugenden Humor abgewinnt.“²³ Immerhin: In der leichten Kinokost findet man gegen Ende eine gut siebenminütige Sequenzfolge, die sich nicht zuletzt im Rahmen der Gebetserziehung oder der Erwachsenenbildung gewinn-

bringend einsetzen lässt. Warum nicht im Ausgang von „Bruce Allmächtig“ mit Firmingen üben, „das Leben im Angesicht Gottes zur Sprache“²⁴ zu bringen? Warum nicht den Filmausschnitt einsetzen, wenn es im Liturgieausschuss oder im Rahmen einer Liturgieschulung um Formulierung und Vortrag von Fürbitten geht?

Obwohl von Gott befähigt, dessen Rolle zu übernehmen, um – so Anlass und Ziel – alles besser zu machen, geht bei Bruce Nolans Versuch der Stellvertretung etliches schief, und seine Beziehung mit Grace in die Brüche. Als eine Freundin von Grace deren Sachen bei Bruce aus der ehemals gemeinsamen Wohnung abholt, erfährt der Titelheld, dass Grace jeden Abend für ihn betet. Das kann der Ein-Wochen-Gott mühelos überprüfen – sowohl am heimischen Computer, wo sämtliche (Bitt-)Gebete seines Stadtviertels als elektronische Post eingehen, als auch vor dem Schlafzimmerfenster seiner Ex-Freundin, wohin er sich dank göttlicher Allmacht schnellstens begibt. Dort vernimmt Bruce: „Bitte, lieber Gott, bitte, ich, ich liebe ihn immer noch, aber ich will ihn nicht mehr lieben. Ich will nicht mehr so leiden, bitte. Hilf mir, ihn zu vergessen. Bitte hilf mir; nicht mehr an ihn zu denken. Bitte hilf mir, ihn zu vergessen.“ Schnitt. Niedergeschlagen, voller Tränen und Regen überströmt geht Bruce auf einer Straße entlang und kniet schließlich verzweifelt nieder: „Du hast gewonnen! Ich kann nicht mehr. Bitte, ich will das Ganze nicht mehr. Ich will nicht mehr Gott sein, ich will, dass du entscheidest, was richtig für mich ist. Ich beuge mich Deinem Willen.“ Die Begleitmusik wird lauter, gleißendes Licht. Zeigt Gott sich erneut? Nein, Bruce wird von einem Laster überfahren. Weißes Licht, weiße Wolken, Bruce ist im Himmel und hört Gottes Kommentar: „Du kannst Dich nicht mitten auf den Highway knien und erwarten, dass Du das überlebst, mein Sohn!“ Wenig später fordert Gott Bruce auf zu beten. Der formuliert: „O Herr, speise die Hungrigen und schenke der Menschheit Frieden auf Erden.“ Bruce fragt sogleich nach: „Wie war das?“ „Toll“, entgegnet Gott, „wenn Du Miss America werden

willst.“ Beide kommen auf Grace zu sprechen. „Willst Du sie wiederhaben?“ „Nein“, entgegnet Bruce, „ich will, dass sie glücklich wird.“ Er entfaltet den Gedanken und gesteht schließlich: „Ich will, dass sie jemanden kennen lernt, der sie genau so sieht, wie ich sie jetzt sehe – durch Deine Augen.“ Darauf Gott: „Das ist doch mal ein Gebet. ... Das war gut.“

Singend beten? Warum nicht! Zoltan Spirandellis Film „Vaya con dios“²⁵ bezieht einen großen Teil seines Charmes aus der Tatsache, dass die Protagonisten Cantorianer sind. Cantorianer, so die Konstruktion, „glauben, dass der Heilige Geist Klang ist und dass ... [sie] im Gesang bei Gott sind.“²⁶ Von Beginn an wird viel gesungen, folglich viel gebetet. Mehrmals ertönt Josquin Des Prez' Motette „Tu solus qui facis mirabilia“, ein Lobpreis des Schöpfers.

Der Plot des Films ist rasch skizziert: Drei Mönche verlassen ihr verfallenes Kloster in Brandenburg und machen sich mitsamt der Regula Cantorianorum auf eine lange Reise zu ihren Ordensbrüdern nach Italien. Auf dem Weg durch die unbekannte Welt wird das Trio mit unterschiedlichen Verführungen konfrontiert. Der beleibte Tassilo trifft auf seine Mutter, auf einen heruntergekommenen Hof und auf gute Hausmannskost. Für den jungen Arbo heißt die Verführung schlicht Chiara. Die hübsche Reporterin nimmt die drei Cantorianer eine Zeitlang in ihrem Wagen mit. Benno, den Musikwissenschaftler, bringen die Notenschätze in der Bibliothek des Karlsruher Jesuitenkollegs vom ursprünglichen Weg ab. Das Sichten und Katalogisieren der zum Teil verschollen geglaubten Materialien kann Jahre dauern. Überdies droht Gefahr durch den Leiter des Kollegs, der den Mönchen die Regula Cantorianorum, in seinen Augen ein Ketzerbuch, für immer entreißen möchte.

Nachdem Tassilo und Arbo wieder zusammengefunden haben, gilt es, Benno wieder auf das gemeinsame Ziel hin zu bewegen. Dies geschieht mit Hilfe einer List, mit Hilfe eines Kirchenlieds. Die entsprechende Sequenz zählt zu den eindrucksvoll-

sten dieses deutschen Films mit spanischem Verleihtitel.²⁷ Mit Chiaras Hilfe gelingt es Arbo und Tassilo, im Sonntagsgottesdienst der Jesuiten den Choral „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ anspielen zu lassen. Zunächst plätschert der Gemeindegottesdienst so dahin, dann stimmen Arbo und Tassilo mit ihren Stimmen und unterschiedlichen Stimmführungen ein. Schließlich kann Benno, der mit sich – und mit Gott? – ringt, seinen Gesang nicht mehr zurückhalten. Kurzum: Das Kirchenlied „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ bringt Glauben und Vertrauen zum Ausdruck; in „Vaya con dios“ bringt es die drei Mönche wieder zusammen – ohne große Worte, durch Schönheit und Kraft eines Gesangs, der in die Tiefenschichten der Seele vorzudringen vermag.

Die aufgeführten Beispiele belegen: Das Kino ist kein Ort der Katechese. Es ersetzt weder Glaubenskommunikation noch theologische Reflexion. Aufgrund emotionaler Wirkungen, bewegender Geschichten und erhellender Bilder ist es jedoch mitunter in der Lage, derlei Prozesse anzustoßen. Was das Beten anbelangt führt es – mal augenzwinkernd, mal ernsthaft – Praxisbeispiele vor Augen und lädt zum Nachdenken ein. Dabei verspricht die siebte Kunst im Vergleich zum populären Film größeren Gewinn. Sie schult die Wahrnehmung, sensibilisiert für das Nichtalltägliche im Alltäglichen und provoziert das Kinopublikum zur ausgiebigeren Auseinandersetzung – mit dem Gesehenen und mit sich selbst. Gute Voraussetzungen für ein persönliches, lebensnahes Gebet! Man kann auch nach dem Kinobesuch damit beginnen.

Anmerkungen:

¹ Ps 27,1. Die folgenden Ausführungen stellen die erweiterte Fassung eines Beitrags dar, der unter dem Titel „Im Kino gewesen. Gebete erlebt“ veröffentlicht wurde. Vgl. film-dienst 57 (2004) H. 19 [im Druck].

² F. Kafka: Tagebücher, Band 2: 1912–1914 in der Fassung der Handschrift [Franz Kafka. Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Band 10]. Frankfurt a. M. 1994, 204.

- ³ M. Graff: Sternstunden des Glaubens. Andachtsraum Kino, in: Ders.: Himmel über Hollywood. Gottesbegegnungen im Kino (Reihe KS-Kompakt, Heft 2). Ostfildern 1995, 8f; hier: 8.
- ⁴ Starttermin ist der 9. 9. 2004.
- ⁵ Der Originaltitel des dänischen Films lautet „Forbrydelse“, zu Deutsch: Verbrecher. Der deutsche Verleihtitel folgt dem englischen „In Your Hands“, der mindestens folgende Assoziationen zulässt: Da ist zum einen die Anspielung auf Ps 31,16: „Meine Zeit steht in Deinen Händen“ – so Luthers Übersetzung. Die Einheitsübersetzung notiert: „In deiner Hand liegt mein Geschick“. Zum anderen liegt der Gedanke an Jesu letzte Worte am Kreuz (Lk 24,46) nahe, die u. a. Ps 31,6 zitieren: „In deine Hände lege ich voll Vertrauen meinen Geist“. Betern der Komplet ist der Beginn des Psalms (Verse 2–6) bestens vertraut, wird er doch allwöchentlich am Mittwochabend gebetet.
- ⁶ J. Lederle: „In deinen Händen“ [36.669], in: film-dienst 57 (2004) H. 18, 38f; hier: 39.
- ⁷ A. Kilb: Jenseits handelsüblicher Trostprogramme, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 34 vom 10. 2. 2004, 37.
- ⁸ Vgl. H. Luther: Die Lügen der Tröster. Das Beunruhigende des Glaubens als Herausforderung für die Seelsorge, in: Praktische Theologie 33 (1998) 163–176.
- ⁹ A. Kilb: Jenseits handelsüblicher Trostprogramme, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 34 vom 10. 2. 2004, 37.
- ¹⁰ K. Rahner: Art. Gebet. Dogmatische Einführung, in: HTTL 2 (1972) 354–356; hier: 354.
- ¹¹ „In Deinen Händen“, so die Regisseurin im Presseheft, „zeigt, was passiert, wenn die Hoffnung dem Misstrauen unterliegt, wenn der Glaube von Vernunft beherrscht wird, wenn der Schmerz größer ist als die Liebe.“ Presseheft zu „In deinen Händen“, hg. vom Polyfilm Verleih, Wien o. J., 4.
- ¹² „In seinem Wesen ist das G[ebet] die ausdrückl[iche] u[nd] positive Realisierung unserer natürlich-übernatürl[ichen] Bezogenheit auf den persönl[ichen] Gott des Heiles; es verwirklicht also das Wesen des relig[iösen] Aktes schlechthin: das Sich-Einlassen des Menschen auf die Transzendenz seines eigenen Wesens, damit das demütig-empfindlich-verehrende Aufkommenlassen u[nd] reaktiv-responso-risch-hingebende Bejahen der totalen Angesprochenheit u[nd] Verfügtheit, die auch subjektiv unausweichliche Betroffenheit der menschl[ichen] Existenz durch das Geheimnis Gottes als Person.“ K. Rahner: Art. Gebet. Dogmatische Einführung, in: HTTL 2 (1972) 354–356; hier: 354.
- ¹³ Das entsprechende Video kann in der Diözesan-Medienstelle des Bistums Hildesheim unter der Signatur 5400001 entliehen werden, in der Diözesanmedienstelle Kiel unter der Signatur VHS 1282.
- ¹⁴ Im Katechetischen Institut der Diözese Aachen (im folgenden AC) kann man „Breaking the Waves“ unter den Signaturen VHS 1034 und DVD 11 entleihen, im Katechetischen Institut der Diözese Essen (im folgenden E) findet man eine Videokopie unter der Signatur V Breaking the Waves. In der Diözesan-Medienstelle des Bistums Hildesheim (im folgenden HI) wird eine Videokopie unter der Signatur 4300553 geführt, in der Diözesanmedienstelle Kiel (im folgenden KI) unter VHS 1060. In der Medienzentrale des Erzbistums Köln (im folgenden K) ist das Video von „Breaking the Waves“ unter V 2621 zu entleihen, in der Medienstelle Os-nabrück (im folgenden OS) unter V 1087.
- ¹⁵ H. W. Dannowski: Breaking the Waves: Theologische Motive, in: epd Film 13 (1996) H. 11, 16. KI: VHS 0698.
- ¹⁷ AC: VHS 1066; E: V Lola rennt; K: V 2992; KI: DVD 1032; OS: V 1073.
- ¹⁸ K: V 3300.
- ¹⁹ E: V City of God; HI: 580003 (DVD); KI: VHS 1530 und DVD 0200; OS: V 1512.
- ²⁰ Zitiert nach E. Zenger: Dein Angesicht suche ich. Neue Psalmenauslegungen, Freiburg i. Br./Basel/Wien 1998, 133.
- ²¹ E. Zenger: Angesicht, 137.
- ²² E: V Bruce Allmächtig; HI: 5900005; KI: VHS 1515 und DVD 02033; OS: V 1485.
- ²³ Zitiert nach film-dienst 56 (2003) H. 12, 24.
- ²⁴ W. Albrecht: Art. Gebetserziehung, in: G. Bitter/G. Miller (Hg.): Handbuch religionspädagogischer Grundbegriffe, Band 1. München 1986, 260–265; hier: 262.
- ²⁵ AC: VHS 1351 und DVD 35; E: V Vaya con dios; HI: 4800439 (DVD); K: V 3931; KI: VHS 0694 und DVD 0084; OS: V 1385.
- ²⁶ Zitiert nach dem Presseheft des Films, hg. vom Senator Film Verleih, 6.
- ²⁷ Eher reißerisch dagegen der Untertitel „Und führe uns in Versuchung“.

Michael Dörr

„Was macht diese Schüssel in der Kirche?“

Immer wieder wurde diese Frage bei Messen, Taufen, Trauungen oder Beerdigungen gestellt oder von Besuchern der Kirche St. Peter in Bonn-Beuel-Vilich, die die Kirche aufsuchten und mehr wegen der (Kunst-) Geschichte der Kirche kamen.

Gut sechs Wochen stand in einer Vitrine im Rahmen des Projektes Kunst/Frühling/Kirche, das in Zusammenarbeit vom Bonner Kunstmuseum, den beiden kirchlichen Bildungswerken und 25 Bonner Kirchen durchgeführt wurde, vor dem Altarraum eine weiße Emailleschüssel mit blauem Rand, ein so genanntes Multiple (eine Vielfältigungsarbeit) von Joseph Beuys mit seiner Unterschrift und den Worten „Für Fußwaschung“.

Im wahrsten Sinne des Wortes kam niemand an dieser Schüssel vorbei: automatisch ging der Blick vom Eingang zu ihr. Beim Ein- und Auszug mussten Messdiener und ich um sie herumgehen. Brautpaare blickten auf sie und bei Aufbahrungen wurde mit Kerzenständern versucht, sie etwas zu verdecken.

Sich an dem Projekt zu beteiligen fanden Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand eine gute Sache. Kunst (wieder) in die Kirche zu holen, sich mit Kunst im Kirchenraum auseinander zu setzen, Kirche und Kunst in einen Dialog zu bringen: diese Idee fiel auf einen fruchtbaren Boden. Doch als uns dieses Objekt von Joseph Beuys „angeboten“ wurde, schüttelten die einen den Kopf, andere lachten: „Das soll Kunst sein? So eine Schüssel habe ich auch noch irgendwo“. Verständliche Reaktionen.

Doch Dr. Schreyer vom Bonner Kunstmuseum hatte diese Schüssel eigens für unsere Kirche ausgewählt. Zum einen, weil sie durch den Titel und die Aktion „Celtic + ~~~ Gralshüter Beuys“, in der Joseph Beuys 1971 in Basel u. a. sieben Männern in einer solchen (wohl nicht dieser) Schüssel tatsächlich die Füße gewaschen hat, einen unmittelbaren Bezug zum Patron der Kirche, dem Hl. Petrus und dem Johannesevangelium für ihn darstellte. Wichtig war ihm aber zum anderen, dass sie als ein Relikt, also etwas, was „übrig geblieben war“ und an diese Aktion erinnern sollte, zu den Reliquien in Spannung treten sollte, die in der Grabeskirche der Hl. Adelheid von Vilich aufbewahrt werden.



Joseph Beuys: für Fußwaschung, Ed. 1977
Emailleschüssel, roter Filzstift, 10x36 cm
Kunstmuseum Bonn, © VG Bild-Kunst, Bonn 2004

Joseph Beuys hat 1977 insgesamt 15 dieser Schüsseln betitelt und signiert – also vielfältigt –, damit an verschiedenen Orten auf seine Aktion Bezug genommen werden kann.

Am 25. April haben wir in der Gemeinde mit einer Messe die Ausstellung eröffnet. Es

folgten drei Vorträge zum Leben und Werk von Joseph Beuys, der Bedeutung der Fußwaschung in der Religionsgeschichte, im NT und der Wirkungsgeschichte bis heute und zuletzt ein Vortrag über die Aktion von Basel und deren Einbettung in andere Aktionen von Joseph Beuys.

Neben den Reaktionen von Gottesdienstteilnehmern bei Taufen („Ich dachte, Sie würden darin taufen“) oder Brautpaaren, die die Schüssel am liebsten entfernt hätten, gab es auch viele positive Rückmeldungen: „Gut, dass Kirche in den Dialog mit Kunst tritt“. „Ich bewundere Ihren Mut, einen Beuys in der Kirche aufzustellen.“

Mir persönlich ist die Bedeutung der Fußwaschung in Auseinandersetzung mit der Schüssel von Joseph Beuys durch eine Schulmesse der Adelheidis-Grundschule auf neue Weise deutlich geworden. Dort habe ich 3 Schüler/innen in einer eben solchen weißen Schüssel mit blauem Rand die Füße gewaschen. Im Gespräch mit den 3 Kindern und den übrigen wurde schnell deutlich, dass sie es angenehm und unangenehm fanden, dass ich tatsächlich anderen die Füße gewaschen habe. Ein Kind, das sich nicht gemeldet hatte, sagte zuhause der Mutter, dass es sich nicht getraut hätte, weil es nicht wusste, ob seine Füße sauber waren. Für andere war klar: „Das würde ich nicht tun!“ Niemand macht sich vor anderen klein: „Man will doch groß sein und sich nicht klein machen.“ Diese Aussage in Bezug zum Tun Jesu im Abendmahlssaal hat uns allen deutlich gemacht, was Jesus da wirklich getan hat: dass er sich freiwillig zurückgesetzt hat und wenn man will, dass in ihm sich Gott vor den Menschen bückt, ja verneigt. Gott macht sich vor uns klein, damit wir groß werden. Noch immer berührt mich dieser Schulgottesdienst, wenn ich an ihn und die Reaktionen der Kinder denke.

Sicherlich bedarf es keiner Schüssel von Joseph Beuys, um dies zu erfahren. Uns aber hat sie zu diesen Erfahrungen und dadurch

zu einem (neuen) Zugang zum Tun Jesu bei der Fußwaschung verholffen.

Nun ist die Beuys-Schüssel fort und der Platz leer. Irgendwie fehlt sie. Man gewöhnte sich daran, sie zu sehen. Und es war schon etwas Besonderes, einen „echten Beuys“ in der Kirche zu haben. Die Schüssel sollte nicht provozieren, sondern den Glauben anregen und inspirieren, weil durch sie ein Geschehen der Bibel uns auf neue Weise zugänglich wurde. Insofern sind Kirche und Kunst in einen fruchtbaren Dialog getreten.

Ich würde es sofort wieder tun, diese Schüssel oder ein solches Objekt gerade in diese historisch bedeutende Kirche St. Peter zu stellen und mich gerne wieder der Anfrage stellen: „Was macht diese Schüssel in der Kirche?“



St. Peter, Bonn-Vilich

Literaturdienst

Stefan Kiechle/Willi Lambert (Hg.): Ignatianische Impulse. Schlüssel für ein spirituelles Leben. (Reihe) Echter Verlag, Würzburg 2004.

Die beiden aus vielfältigen Veröffentlichungen bekannten Jesuiten wollen mit dieser neuen Reihe aktuelle Themen aus der Spiritualität des Ignatius von Loyola aufgreifen und in moderner Sprache interessierte Menschen ansprechen – weltoffen, konkret, lebensnah – und ihnen helfen, das alltägliche Leben christlich zu deuten und zu gestalten. Bisher sind sechs Bändchen erschienen, die nachfolgend besprochen werden. Jährlich sollen vier neue Bändchen erscheinen.



(1) Willi Lambert: Das siebenfache Ja. Exerzitien – ein Weg zum Leben. 112 S.; 8,90 €.

In den „Vorworten“ schreibt der Verf. zu dem Titel des Buches: „Hinter dieser Einteilung steht die Erfahrung und Überzeugung, dass der Mensch zum

Menschen wird durch sieben Grundentscheidungen. Es zeigt sich dabei, dass diese Grundentscheidungen sowohl dem Weg des Evangeliums wie dem Weg des Exerzitienbuches wie auch dem menschlichen Leben insgesamt entsprechen“ (13). In der Mitte steht das Ja zu einer Lebensgestaltung aus Beziehung zur Lebensgemeinschaft mit Christus. In den entsprechenden sieben Kapiteln spricht Verf. vom Ablauf der Exerzitien her alle Fragen des geistlichen Lebens an: Beten und Gebetsweisen, Gottesbilder, biblische Christusübertragungen, das Leben nach den zehn Weisungen, Bewältigung des Alltages, des Leidens und Sterbens. Nach jedem Unterabschnitt sind Fragen zur Besinnung, zum Einüben, Hinterfragen und Erspüren eingeschoben, so dass dieses Büchlein wirklich, wie es Verf. möchte, ein Lese- und Lebebuch werden kann. Abschließend werden auch Hinweise gegeben, wo, bei wem und wann Exerzitien angeboten werden, wie man sich vorbereiten kann und auch, welche Fallen zu beachten sind, etwa unmündige Abgabe von Verantwortung, Projektionen und Übertragung.

Das Bändchen bietet eine Fülle von Anregungen, Anstößen, Hilfen für Suchende, Weiter-Fragende und Begleiter.



Dr. theol., geboren 1960; Studentenseelsorger und Novizienmeister

(2) Stefan Kiechle: Sich entscheiden. 80 S.; 7,90 €.

Im Vorwort schreibt Verf., dass es in diesem Buch um persönliche Entscheidungen geht, um große, aber auch um solche in den vielen kleinen Dingen des Alltags. Aus der geistlichen Tradition des Ignatius von Loyola heraus will das Bändchen zu Kriterien und Methoden des Entscheidens führen. Dazu werden die hierfür wichtigen „Grundworte“ der Ignatianischen Spiritualität auf unsere heutigen Fragestellungen angewendet, wie etwa Indifferenz, drei Weisen des Wählens, Unterscheidung der Geister, das „Mehr“, größere Frucht, größerer Trost.

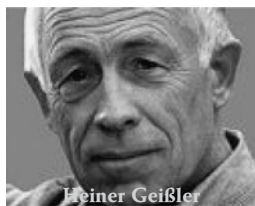
Immer wieder werden praktische „Übungen“ vorgegeben, Besinnungsfragen gestellt. Unter dem Kapitel „Schwierigkeiten des Entscheidens“ wird auch die wichtige Frage nach der Revision früherer Lebensentscheidungen behandelt. „Zehn Leitsätze des Entscheidens“ wollen zur Umsetzung des Buches in die spirituelle Praxis beitragen. So kann das Buch sicher erreichen, was der Verf. sehr bescheiden beabsichtigt: dass Leser zur hohen Kunst, sich zu entscheiden, einige Hilfen finden (17).



geboren 1927 in den Niederlanden; er war jahrzehntlang in der Jesuitenbildung tätig und hat weltweit Exerzitien geleitet

(3) Piet van Breemen: Alt werden als geistlicher Weg. 94 S.; 7,90 €.

Der Verfasser, bekannter Exerzitienbegleiter und geistlicher Schriftsteller, möchte aus eigener Erfahrung in der Begleitung alter Menschen (er selbst ist Jahrg. 27) und aus praktischen Überlegungen, die beide in der ignatianischen Spiritualität verwurzelt sind, Menschen helfen, den gewiss nicht leichten Abschnitt ihres Lebens harmonisch und fruchtbar zu erleben. Nach einigen grundsätzlichen Überlegungen über Grundstrukturen des Lebens und das Alter in seinen verschiedenen Phasen, die Stellung der alten Generation in der modernen Gesellschaft, gibt er viele praktische Hinweise zu den unterschiedlichen Weisen, alt zu werden mit den dabei auftretenden Gefährdungen und auch Möglichkeiten – etwa einander zu helfen –, über das Beten im Alter, das Hingeben und Loslassen, über das ignatianische „sein Leben ordnen“, vor allem im Schenken und Empfangen von Vergebung, schließlich auch über das Sich-Einstellen auf Einsamkeit und Tod. Vier tiefgründige Texte runden das wertvolle Bändchen ab.



Heiner Geißler

Dr. jur., geboren 1930, einige Jahre Mitglied des Jesuitenordens, ehemaliger Minister

Der bekannte Politiker, seit seiner Noviziatszeit bei den Jesuiten immer dem Orden verbunden geblieben, ist überzeugt, dass die Kirche wie vor 450 Jahren einen Reformator vom Format des Ignatius von Loyola braucht – angesichts der politischen Herausforderungen der heutigen Zeit. Er zeigt auf, was vor allem die 32. und 34. Generalkongregation der Jesuiten (Ende des 20. Jh.) als dringenden Auftrag an die Gesellschaft herausgestellt hat: Dienst am Glauben, zu dem der Einsatz für die Gerechtigkeit gehört, der Aufbau einer weltweiten Ordnung echter Solidarität. Die Kirche gehört nach ihm an die Spitze des fälligen Protestes gegen brutale Formen des Spätkapitalismus. Ob die Kirche ihren Beitrag zur Veränderung der Welt, zu der sie nach dem Evangelium, insbesondere der Bergpredigt, herausgefordert ist, zu leisten in der Lage sein wird, hängt nach Überzeugung des Verf. nicht zuletzt von der geistigen und moralischen Kraft der Jesuiten ab. Aus den Ausführungen des Autors spricht die „brennende Sorge“ um den Menschen von heute – konkret und weltweit.

(4) Heiner Geißler: Glaube und Gerechtigkeit. 62 S.; 6,90 €.



Cordula Leichner

geb. 1953, aktiv tätig in Telefonseelsorge/Supervision, kirchlicher Jugendarbeit, Kursleitung und geistlicher Begleitung.

(5) Cordula und Ottmar Leichner: Weil ich mit dir wachsen möchte. Herausforderung Ehe. 80 S.; 7,90 €.

Die Verfasser, sie Sozialpädagogin, er Neurologe und Psychiater, schreiben im Vorwort: „Wir möchten auf die ‚Standardsituationen‘ einer Ehe hauptsächlich durch diese drei Fenster ignatianischer Spiritualität schauen: der fast unbedingte Vorrang der lebendigen Beziehung; das immer wieder erschließlichen den Respekt vor der Realität, die „Liebe zur Wirklichkeit“ (15). So schauen sie mit großer Kompetenz, ehrlich und humorvoll auf die Wirklichkeit der Partnerschaft unter den Themen: Nähe und Distanz, Missverständnisse, Liebespiele, Machtspiele, Streiten, Krisen. Sehr ansprechend ist auch das kleine Kapitel über ungewollte Kinderlosigkeit. In großer Offenheit und Behutsamkeit sagen die Verf., als selbst Betroffene, Hilfreiches für die vielen an diesem Problem leidenden Paare. Nicht nur Eheleute, auch allein leben-



Ottmar Leichner

Dr. phil., geb 1955, Neurologe und Psychiater

de Menschen, können sich durch dieses Bändchen zu tiefen Einsichten führen lassen.



Klaus Mertes

geboren 1954, Lehrer in den Fächern Religion und Latein; seit 2000 Rektor des Canisius-Kollegs in Berlin

(6) Klaus Mertes: Verantwortung lernen. Schule im Geist der Exerzitien. 75 S.; 7,90 €.

In diesem vor allem für Lehrerinnen und Lehrer geschriebenen Bändchen will der Verf., ausgehend von den Geistlichen Übungen, eine ignatianische Pädagogik auf Schule und Unterricht übertragen. Das ignatianische „Den Seelen helfen“ ist in der Neuzeit ausformuliert worden in den „Grundzügen jesuitischer Erziehung“ (1986), ergänzt durch das „Ignatianisch-pädagogische Paradigma“ (1993) mit dem Dreischritt Erfahrung, Reflexion, Handeln. Davon ausgehend behandelt Verf. die schulischen Gegebenheiten in vier Kapiteln: Die Lehrer-Schüler-Beziehung; Konfliktregel, Grenzsetzung; Schulkonzeptionen; Schuld und Vergeltung in der Schule. Im zweiten Kapitel finden sich in prägnanter Kürze Impulse für ein gelingendes Miteinander in der Schule, wenn er über Wohlwollen, Verständnissicherung, Verbesserung und Grenzen setzen spricht, wobei vor allem, die Ausführungen über das Einüben von „subjektivem Sprechen“ bestechen. Sehr zu beachten scheinen mir die Ausführungen über die Schulkonzeption zu sein. In der Schule kann Gott leicht zu einem Gott werden, der Interessen dient: der Ich-bin-da-Gott wird zu einer Unterrichtseinheit, ein Element im Bildungskanon, ein Mittel zum erzieherischen Zweck. Was weiterhin über die Eintübung in den Gottesdienst, über die Würde der Schüler (ihr Einüben in Ich-sagen, Nein-sagen, Verantwortung tragen) und über das Erziehungsziel gesagt wird, ist ebenfalls sehr bedenkenswert. *Norbert Friebe*

Unter uns

Auf ein Wort

Lebendiger Glauben

„Wir verkünden keine gute Nachricht,
weil das Evangelium keine Neuigkeit
mehr für uns ist,
wir sind daran gewöhnt, es ist für uns
eine alte Neuigkeit geworden.
Der lebendige Gott ist kein ungeheures,
umwerfendes Glück mehr;
er ist ein gesolltes, die Grundierung
unseres Daseins...
Wir geben uns keine Rechenschaft da-
rüber,
was Gottes Abwesenheit für uns wäre;
so können wir uns auch nicht vorstellen,
was sie für die anderen ist.
Wenn wir von Gott reden, bereden wir
eine Idee, statt einer erhaltene, weiter-
verschenkte Liebe zu bezeugen.
Wir können den Ungläubigen unseren
Glauben nicht als eine Befreiung von der
Sinnlosigkeit einer Welt ohne Gott
verkünden,
weil wir diese Sinnlosigkeit gar nicht
wahrnehmen.“

Madeleine Delbrèl

in: *Wir Nachbarn der Kommunisten,*
Einsiedeln 1975, 233–254, bes. 238

Flackernde Lichter

Zum weltbekannten Wallfahrtsort Kevelaer pilgern Jahr für Jahr einige hunderttausend Gläubige, um an und in der Gnadenkapelle die Hilfe der Gottesmutter in den verschiedensten Anliegen zu erbitten. Unzählige Kerzen werden dort und besonders auch vor der Kerzenkapelle aufgestellt und angezündet. Die Wände hinter den Kerzenhaltern sind schwarz vom Ruß der immer wieder neu aufgestellten, im leichten Wind flackernden Lichter. Der abfallende Talg formt sich im-

mer wieder zu neuen, manchmal kuriosen Gebilden. Auch Familie L. besuchte mit ihren Kindern den Wallfahrtsort, diesmal aber nicht in einer Pilgergruppe, sonder privat. U. a. wollten sie eine Bronze-Plakette in einem der Kunstwarengeschäfte erwerben. Vor der Kerzenkapelle zündeten sie zwei Lichter an. Die jüngste Tochter betrachtete das ganze mit kritischem Blick, dann fragte sie: „Warum werden denn hier eigentlich die vielen Kerzen gegrillt?“

Gymnastik

Die 94-jährige Seniorin im Altenheim ist noch relativ fit. Ein paar Mal in der Woche werden im Heim Gymnastikstunden angeboten. Die Leiterin traf nun die alte Dame auf dem Gang und sprach sie an: „Machen Sie doch auch mal mit. Die leichteren Übungen schaffen Sie bestimmt auch noch.“ Beim nächsten Mal machte die 94-Jährige tatsächlich mit, und es klappte ganz gut.

Am anderen Tag erzählte sie ihrer Nichte von der gelungenen Gymnastik. Zum Schluss meinte sie dann: „Aber da geh ich nicht mehr hin. Da sind ja nur alles alte Leute!“

Mittagsschlaf

Das Computerzeitalter bestimmt unser Leben – bis hin zu den Kleinkindern. Mein dreijähriger Enkel Nikolas schläft mittags noch eine Stunde. In den letzten Wochen wollte er nicht mehr so richtig. Doch als meine Tochter vor acht Tagen sagte: www.ab-ins-Bett.de“, da lachte der Kleine, wiederholte den Satz immer wieder, und seitdem ist der Abmarsch ins Bett kein Problem mehr.

Gestern war meine Tochter mit den insgesamt drei Jungen bei uns zum Essen. Vor dem Mittagsschlaf baute der Dreijährige, der noch Pampers trägt, ein paar Minuten mit Legosteinen. Plötzlich kam er in die Küche, strahlte uns an und rief: „Mama, www.Hose-voll.de!“

Hans Orth, Viersen